Paed. Pr.
915.

M. Erdner

Neue Blumenkränze
für das
blühende Alter.
Nördlingen

Paed. Pr.
915

Erdner

<3664072613001 5

<3664072613001 5

Bayer. Staatsbibliothek

Neue

Blumenkränze

für

das blühende Alter

oder

Erzählungen

zur

sittlich-religiösen Bildung

der

Kinder.

Zum Gebrauche für die Volksschulen

herausgegeben

von

M. Erdner.

Nördlingen,
in der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

NVa

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1. Jechon am Schnittertische.

Der gute Greis Jechon ging eines Tages auf das Feld hinaus, es war gerade ein recht schöner Tag, denn der Himmel war schön blau, und etwas kühle Lüfte milderten des Sommers Hitze. Mühsam wankte er in Begleitung seines Enkels über den grünen Hügel hin, von wo er das reichlich geschmückte Thal sammt den fröhlichen Schnittern erblicken konnte. Thränen rollten ihm bei diesem Anblike über seine gefurchten Wangen herab. „Ach,“ sprach er, „wie matt, wie niedergeschlagen, bald wird für mich die Stunde schlagen, wo ich aus dieser Welt austreten werde, um einzugehen in die Welt, wo schon längst meine Jugendfreunde hingegangen sind. Blumen wachsen schon Jahre lang auf ihren Grabes-

hügeln und Moos bedeckt das Kreuz derselben, ich aber stehe noch hier und betrachte die herrliche Natur. O liebes Kind," sagte er zu seinem Enkel, der schweigend neben dem ehrwürdigen Greise saß, „wie so ganz eigen schlägt einem doch das Herz, wenn man die Natur aufmerksam betrachtet." In ähnliche Betrachtungen vertieft wankte er den Hügel hinab. Er kam zu den Schnittern. Alle empfingen ihn mit Liebe, und als gegessen wurde, mußte er den ersten Platz einnehmen. Der Greis aber scherzte mit den Schnittern, und sagte, sie seien nur Kinder gegen ihn, da er schon bei mehr als sechzig Ernten gewesen sei. Ein Schnitter kam und reichte ihm eine Sense, der Greis aber nahm sie, und mähete einen Schwaden zu Boden, wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten, und strichen ihm zu Ehren die Sensen.

Sein Enkel aber sprach zu ihm, als sie schon den Rückweg wieder angetreten hatten: „Sage mir doch, woher hast du ein so gutes

Alter?" Da antwortete der Greis: „Siehe mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut; ich habe stets meine Berufsgeschäfte treu erfüllt, dadurch erhielt ich einen gesunden, starken Körper, und Gottes Segen war mit mir; ich wandelte fromm vor Gott, und mit den Menschen war ich immer in Frieden, dazu gab mir dann Gott den Frieden. Je älter ich wurde, desto stärker hat sich in mir dies Alles befestiget. Thue mein Kind, wie ich gethan habe, dann wird dein Alter sein, wie eine volle Garbe, die der Herr der Ernten mit Freuden in seine Scheune sammelt."

„Wem vergleichst denn du ein böses Alter?" fragte der Knabe weiter. Da nahm der Greis seinen Stab und zeigte auf eine Distel, die am Wege stand, und sprach: „Sieh, hier ist das Bild eines trostlosen Alters, sie stehet einsam und unbeachtet, ihr graues Haupt ist ein Spiel des Windes, der ihren Samen fortjagt."

Jechon lebte noch mehrere Jahre, und genoß in wahrer Ruhe die Früchte seines Fleißes

und des göttlichen Segens. — Kurz vor seinem Tode ließ er noch alle seine Kinder und Enkel zusammenkommen, und sagte. „Meine lieben Kindlein, für mich ist die Welt nicht mehr, für mich ist nicht mehr die Fruchtbarkeit der Jahre und die Hoffnung der Saaten, der Geruch der Blumen und Blüthen, mir singen die Nachtigallen und die Lerchen nicht wieder. Ich stehe jetzt an der Schwelle des Vaterhauses, bald wird sich mir die Thüre öffnen. O Kinder! Vieles habe ich erduldet, viele Hoffnungen haben mir geblüht, aber unerfüllt blieben sie bis auf diese Stunde. Auch euch wird noch manches Leiden treffen, doch lasset den Muth nicht sinken, trauet auf Gott, und haltet seine Gebote, dann werden wir uns im Reiche des Vollkommenen wieder finden.“ Hierauf reichte er allen Umstehenden freundlich die Hand, und stammelte dabei die Worte: „In einer andern Welt wieder.“

Die Umstehenden fingen hierüber zu weinen an, er aber schaute frohen Blickes zum Himmel, und mit gefalteten Händen rief er aus:

„Nun Herr lässest Du Deinen Diener in Frieden scheiden, denn meine Augen sehnen sich, Deine Herrlichkeit zu sehen.“

2. Die Laute.

Mutter Blondina saß an einem Winterabend am Ofen und hatte die Laute in der Hand. Ihre beiden Töchterlein, Amalia und Zeline saßen neben ihr, und suchten die Mutter zu erheitern, denn ihr Gemahl, ein reicher Kaufmann, war Geschäfte halber auf zwei Monate verreiset, allein schon war der vierte Monat verflossen, und noch war er nicht da. Jeden Tag verminderte sich der Stern ihrer Hoffnung, und sie glaubte, ihr Gemahl könne unter Räuber gerathen, oder von den Wellen des Meeres bedeckt sein. Die Mutter fing zu spielen an, allein nur Töne der Trauer konnte sie der Laute entlocken, denn ihr Herz war selbst voll Trauer, und Thränen rollten ihr über die Wangen herab. „Komm liebe Mutter“, sagte Amalia, „gib

mir die Laute, ich will sie dort aufhängen, du siehst ja, daß sie dich nicht, wie in jenen glücklichen Tagen, da der Vater in unserer Mitte saß, zu erheitern vermag.“ „Ja du hast recht, liebes Kind,“ sagte die Mutter, „hänge sie auf.“

In dieser traurigen Stimmung verflossen noch mehrere Tage. O wie unheimlich war es, wenn der Wind die Schneeflocken an den Fenstern vorbei peitschte und die Nacht mit ihrem schwarzen Tuche fürchterliche Finsterniß verbreitete. Kein Stern am Himmel, kein Stern der Hoffnung in der Brust. Doch wer fromm ist, und auf Gott vertraut, weiß sich immer wieder zu trösten, denn Leiden sind dem Frommen eine Sonnenfinsterniß, die den heißen Tag abkühlt. Dies war auch hier der Fall, daher immer wieder Trost. Oft sagte daher die Mutter: „Der liebe Gott wacht ja doch über den lieben Vater, er wacht ja über den Wurm, der am Rosenstock, und über das Sandkörnlein, das am Rande der Meeresklippe hängt; darum wollen wir nur auf Gott vertrauen, er macht

es allemal wieder recht. Gefällt es Seiner allweisen Vorsehung, daß wir ihn wieder sehen, so geschieht es auch; ist dies nicht, so trösten wir uns damit, ihn beim himmlischen Vater wieder zu treffen."

Eines Abends saßen sie wieder bei einander. Mutter und Kinder schaueten vor sich hin, und gaben sich dem Schmerze hin, der an ihrem Herzen biß. Es war dies der traurigste Abend, den sie noch je gehabt hatten, doch ihm war auch die größte Freude gegeben. Als sie sich zur Ruhe begeben wollten, da pochte Jemand an die Thüre; in Furcht und Hoffnung nahte sich die Mutter der Thüre, denn sie dachte, es werde dieses ganz gewiß eine Nachricht vom Vater sein; da kam der Bote herein, der einen Brief, und wie die Mutter sogleich sah, vom Vater hatte. Geschwind sezte sie sich hin, denn ihre Füße konnten sie nicht mehr tragen, brach den Brief auf, und sah sogleich, daß der Vater wegen Einkauf der Waaren so lange aufgehalten wurde, daß er aber in höchstens zwei Tagen

zu Hause sein werde. Auch leuchtete aus diesem Briefe hervor, daß er wähend dieser Zeit schon öfter geschrieben habe.

Ach, was war dies für eine Freude, als der lieben Familie der Vater wieder geschenkt war. „Kinder,“ sagte die Mutter, „ich weiß es, daß euer Herz noch nie eine solche Freude erfüllte, daher sollt ihr auch Gott, der den Vater euch wieder gab, auf's Innigste danken, das wird wohl am besten durch Gesang geschehen, darum laßt uns singen.“ Die Mutter nahm die Laute und fing mit ihren beglückten Töchtern zu singen an:

„Dank Dir Herr für diese Leiden,
Dank Dir, Herr für diesen Schmerz;
Leiden führen uns zu Freuden,
Schmerz veredelt unser Herz.“

„Wie so schön nach trübem Wetter
Scheint des Himmels Sonne hier,
Wie so schön ist's, wenn der Vater
Wieder schenket Freude mir.“

Als sie dieses gesungen hatten, fielen sie mit zum Himmel gerichtetem Blicke auf die Kniee nieder, und sie konnten keine Worte finden, den Dank gegen den Herrn auszudrücken. Nachdem sie sich nun noch einige Stunden über das hohe Glück gefreut hatten, gingen sie zu Bette. Des andern Tages aber waren sie gleich wieder da, um dem Vater bei seiner Ankunft eine rechte Freude zu machen. Sie verfertigten einen kleinen Altar, und umhängten ihn, weil es noch keine Blumen gab, mit selbstgefertigten Blumen. In die Mitte desselben schrieben sie die Worte: „Ein Opfer kindlicher Liebe.“ Noch stand es einige Tage an, da kam der Vater, es war etwa drei Uhr Nachmittags, plötzlich zur Thüre herein. Mutter und Töchter sprangen ihm entgegen, umarmten ihn, und vergoßen Thränen der Freude und Liebe. Der Kinder Erstes aber war: dem Vater ihren Altar zu zeigen. „Ein schöner Gedanke,“ sprach der Vater, als er die Inschrift laß. „O Kinder, möge auch euer Herz ein Altar sein, auf dem ihr dem

Herrn Opfer kindlicher Liebe stets darbringet, so bin ich der glücklichste Vater. Ja Kinder," fuhr der Vater fort, „was soll ich euch aber dafür geben, daß ihr mir eine so große Freude gemacht habet?" „Nichts, lieber Vater," rief Zeline, „denn Gott hat uns belohnt."

3. Adolph der Bauernknabe.

Adolph hatte schon in aller Frühe seine muntern Kühe auf die Weide getrieben. Gleich an der Heide war ein Eichenwald, hier setzte sich der Knabe nieder, da hörte er in einem Eichstamme, der halb vermodert war, etwas girren und kollern, er dachte bei sich: „Was soll doch das sein?" Aber plötzlich flatterte ein Täubchen aus einem Astloche, es flog in's Thal hinab, und suchte sich dürre Reiser. „Ach," dachte der Knabe: „Wer lehrt die Bewohner der Zweige, sich Nester zu bauen, wer lehrt es ihnen, sich vor Räubern zu sichern? Du hast es ihnen gelehrt, Du bist so herrlich im

Vogel, der in Dornstauden hüpft, Allmächtiger, wie in der Sonne des Himmels." Der Wind saußte durch die alten Eichen, und erweckte in dem Knaben eine heilige Schauer. Da hörte er Jemanden durch den Wald daherkommen, es war dies der Graf Hildebrand von Braunsfeld, dieser sah den Knaben, und las aus den Zügen seines Gesichtes heilige Gedanken, daher trat er zu ihm hin, und sprach: „Siehe Knabe, Alles verkündet die Herrlichkeit Gottes, der Donner mit flammenden Flügeln, und der Sturm der durch diese Eichen wüthet. Die ganze Schöpfung aber lehrt dich diesen Gott, den kein Wort umfaßt, kennen." „Lieber Herr" sagte Adolph, „dies war es eben, was ich gerade dachte, und dieses werde ich auch mit wenigen Worten hier in diese Eiche schneiden, damit sich jeder, der hier vorbeiwandert, dieses Gottes erinnere." „Recht so mein Sohn, schneide es hinein," sagte der Graf, „ich werde es dir sagen." Da sagte ihm der fremde Herr Wort für Wort, und als der Knabe fertig war, las er die Worte an

der Eiche: „Dem Unsichtbaren, den die Natur verkündet, den kein Wort umfassen kann.“

Der Herr wurde über das Betragen des frommen Knaben hocherfreut, und faßte augenblicklich den Entschluß, ihn mit sich in die Stadt zu nehmen. „Lieber Knabe,“ sprach er, „ich bin der Graf Hildebrand von Braunfeld, und nehme dich mit in mein Schloß, es soll dir da jede Freude gewährt sein, die du nur verlangest. Immer werde ich für dich sorgen, das schönste Zimmer meines Schlosses sollst du zu deiner Wohnung nehmen.“

„Ja meinen Sie,“ erwiederte der glückliche Knabe, „dann werde ich glücklicher sein, als jetzt, o nein, euch liebe Fluren verlasse ich ewig nicht; glauben Sie großer Herr, daß dieser Zwilchkittel hier kein frohes und zufriedenes Herz bedecke?!“

Der Mann wandte sich hierauf vom Knaben ab, und sagte im Geheimen. „O Knabe,“ und ein Seufzer entstieg seiner Brust, „könnte ich mit deinem Zwilchkittel, auch dein frohes Herz, deinen frohen Sinn, und dein gutes Ge-

wissen bedecken, geschwind würde ich mein köstliches Gewand abwerfen, deinen Kittel anziehen, und mit dem Hirtenstabe in der Hand die Kühe dieser Heide hüten. Ich wollte nichts mehr von meinem Schlosse, nichts mehr von den köstlichen Speisen und Getränken wissen; nein ich würde mich unter hellem Gesange in die mit Stroh bedeckte Hütte dieses frohen Knaben hinziehen, und auf dem Büschel Stroh eine Ruhe finden, die ich seit Jahren vergebens suchte. Sanftes Ruhekissen, gutes Gewissen." Der Graf wandte sich wieder zum Knaben, um ihn zur Mitreise zu bewegen, allein es half nichts. Endlich nahm der Graf die Hand des Knaben, schaute gen Himmel hinauf, und sprach: „Glücklich, wer den Beifall des Gewissens genießet, glücklich, wer mit sich sebst in Ruhe und Friede lebt, er findet Freude und Liebe auf allen Wegen." Thränen rollten dem Grafen über die Wangen herab, er ging sinnend weiter.

„Guter Gott," sagte der Knabe bei sich, „der Mann ist sehr reich, aber nicht glücklich."

Am Abende, da er nun seine Kühe nach Hause getrieben hatte, eilte er zu seinem Vater, um alles Geschehene zu erzählen. „Lieber Sohn," sagte ihm dieser, „der Mann kann nicht glücklich sein, denn er hat ein böses Gewissen." „Warum hat er denn ein böses Gewissen," fuhr der Sohn fort? „Weil er schon so viele schlechte Thaten verübt hat," erwiederte der Vater. „Du kannst dir dieses, ich sehe es wohl, nicht recht vorstellen, ich will es dir aber zeigen, wie es dem, der ein böses Gewissen hat, zu Gemüthe ist: In meiner Jugend kamen einst feindliche Kriegsmänner in das Dörfchen, und nahmen meinen lieben Vater und sein Pferd mit fort, da nun der Vater nicht gleich wieder kam, deßwegen weinte die Mutter und ich, und ich ging in die Stadt, um den Vater zu erforschen, fand ihn aber nicht; erst spät ging ich wieder zurück durch den Wald, es war schrecklich dunkel, der Wind brausete in den Eichen- und Tannenbäumen und zwischen den Felsen, hiezu schrieen noch die Nachtraben und Eulen. In mir war

auch noch der Gedanke, daß die Mutter recht jammern werde, wenn ich allein nach Hause komme, und es schauderte mich. So mein Sohn ist es dem, der ein böses Gewissen hat."

„Ein anderes Mal ging ich denselben Weg mit meiner Schwester, wir hatten uns nämlich in der Stadt allerlei Schönes geholt, es war eine schöne Mainacht und ein klarer Himmel. Ueberall war es so stille, wie in einem Kämmerlein, so, daß man das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm; was aber noch das Schönste war, die Nachtigallen schlugen in den Gebüschen. Wir aber führten einander, und waren so froh, daß wir nicht reden mochten. So mein Sohn mag es dem Menschen sein, der ein gutes Gewissen hat."

Der Sohn fragte hierauf. „Wie kann man aber dieses gute Gewissen erhalten?" Der Vater erwiederte: „Thue, was recht ist!"

4. Der bedeutungsvolle Blumenkranz.

Abgeschloßen vom Geräusche des Lebens lebte eine Hirtenfamilie in einem glücklichen Thale. Das Häuschen, in dem sie wohnte, schloß die guten Eltern sammt den braven Kindern, Edmund, Rosa und Amalia ein. Vor dem Hause war ein kleiner Weiher mit dem zahmen Geflügel, wer dahin kam freute sich sehr, denn es war dieses sehr nett anzusehen. Die Henne jammerte am Ufer desselben, und rief den Entchen, die darin froh umherschwammen; die Gänse, vom zotigen Haushund verjagt, tauchten sich unter im Wasser; die muntere Rosa lief dort mit ihrem bunten Körbchen am Arm, und wurde verfolgt von schreienden Hühnern.

Auf der andern Seite des Hauses war der Garten; hier hatten sich die Kinder allerlei Blumen gepflanzt, die ihren lieblichen Duft ringsum verbreiteten. Wer nur dieses Häuschen und seine Umgebung sah, wünschte immer da bleiben zu dürfen; aber noch mehr, wer nur

einige Augenblicke in der Mitte dieser gottesfürchtigen Familie verweilte, sah es gleich ein, daß nur da, wo Tugend hauset, auch Zufriedenheit und Friede wohnt. Einst war der Geburtstag des Vaters, diesen Tag suchten die braven Kinder auf alle Weise zu verschönern. „Kommt,“ sagten sie daher zu einander, „wir wollen auf das Feld hinausgehen und Blümchen pflücken, damit wir dann dem Vater einen Kranz daraus flechten, denn wir wissen ja, daß er die Feldblumen am meisten liebt.“ Sie gingen fort. Jedes Kind hatte ein Körbchen am Arm, da sagte Edmund: „Jedes von uns wähle sich nun das Lieblingsblümchen, dort am großen Steine werden wir wieder zusammenkommen.“ So ging also jedes den eigenen Weg, um die lieben Blümchen zu suchen. Bald hatten sie sich beim großen Steine gesammet, und jedes hatte sein Lieblingsblümchen in dem Korbe, Edmund hatte das Veilchen und den Ephen, Rosa hatte das schöne blaue Vergißmeinnicht, Amalia aber das Maiblümchen. Nun gingen sie herbei, ein nettes Kränz-

chen zu flechten, allein dieses wollte nicht gelingen. Daher gingen sie mit einander das Gebirge hinauf in die Klause des Einsiedlers; dieser, sagten sie, wird uns das Kränzchen gewiß recht hübsch machen. Sie kamen vor die Klause, da kam der Einsiedler gleich heraus, und fragte, was sie begehrten, und als sie ihm ihr Vorhaben erzählt hatten, freute sich der Einsiedler dieser braven Kinder recht sehr, und machte ihnen das Kränzchen. Nun war es fertig; da ließ der Einsiedler die Kinder vor sich hintreten und sagte: „Liebe Kindlein, ihr habt hier einen schönen bedeutungsvollen Kranz, wahrlich, ihr hättet die Blümchen hiezu nicht besser wählen können. Du Edmund, sage mir welches Blümchen hast du gesammelt?“ Edmund erwiederte. „Ich habe das Veilchen gesammelt.“ „Schön, mein Kind,“ sagte der Greis, „das Veilchen hast du dir gesammelt, es ist dies das Blümchen der Bescheidenheit, denn es wächst im Verborgenen, im Schatten eines Dornstrauches, und doch verbreitet es rings umher den lieblich-

sten Duft. Dieses Blümchen sagt dir daher, daß du auch da Gutes verbreiten sollst, wo dich die Welt nicht sieht." Da fragte der Einsiedler weiter: „Wer hat denn hier diese Maiblümchen gesammelt," und Amalie trat hervor. Der Einsiedler sprach weiter: „Dieses Blümchen ist das Blümchen der Unschuld, und des reinen Herzens. O, wie schön sind doch deine Glöcklein an einander gereihet, und wie herrlich strahlet deine weiße Farbe. Liebe Amalie, möchte doch dein Herz, so ganz fleckenlos bleiben, wie hier dieses Blümchen." Jetzt trat Rosa hervor und sprach: „Ich habe das Vergißmeinnicht zu meinem Lieblingsblümchen gewählt." „Das Vergißmeinnicht;" sprach der Einsiedler, „auch du liebe Rosa hast gut gewählt. So oft du dieses hellblaue Blümchen am Rande des rieselnden Bächleins erblickest, so oft denke, daß dir Gott durch dieses Blümchen zuruft, du sollst Seiner nicht vergessen. Und nun gehet hin liebe Kinder, um dem Vater diese Freude nicht länger zu entziehen."

Die Kinder kamen also zum Vater, und erklärten ihm die Bedeutung dieses Kränzchens, da umarmte er die Kinder und sprach: „Dieser Kranz ist schöner, als Fürstenkronen.“ Die Kinder aber erfreut darüber, dem Vater eine so große Freude gemacht zu haben, feierten an diesem Tage den schönsten Tag ihres Lebens.

5. Oswald an der Quelle.

An einem schönen Frühlingstage ging Oswald in den naheliegenden Wald; die Vögelein sangen ihre Lieder. „O,“ sagte er, „wie so schön, der Fink und der röthliche Hänfling pfeifen so hell von der Buche herab, der Zeisig klaget im dicken Gebüsche, von der Eiche herab flötet in hohlen Tönen die Amsel den Baß, und die Nachtigall macht vollends den lieblichen Hain zum angenehmen Aufenthalt.“

So hörte er einige Zeit auf den Gesang der Vögel, dann eilte er aus dem Walde hinaus. Da bemerkte er eine Quelle, die mächtig aus

dem Boden heraussprudelte, und gleich in einiger Entfernung ein nettes Bächlein bildete. Oswald sezte sich in den Schatten eines Dornbusches und betrachtete die Silberfarbe der Wellen. „Freilich," sagte er, „sitze ich noch da, in der Blüthenzeit meiner Jahre, aber o bald, bald wird auch für mich die Stunde schlagen, wo ich wie jener Greis, der dort mit gesenktem Haupte hinwandelt, daher kommen werde. Sein sinkendes Haupt sagt ihm, daß er bald in die Gruft sinken werde. Schneller noch, als diese Wellen dahin eilen, schneller noch fliehen meine Tage dahin."

Eine junge Schäferin, die mit ihren muntern Schäfchen dahertrieb, sah den Knaben in seine Betrachtungen vertieft, sie schliech sich zu ihm, und nachdem sie ihn länger betrachtet hatte, sagte sie zu ihm: „Sage mir doch, lieber Knabe, warum hast du diese Wellen mit einem so wehmüthigen Blicke betrachtet. Wer wollte doch in deinen Jahren schon trauern!" „O liebe Schäferin," sagte Oswald, „siehe, so

eben betrachte ich, wie sich das Wasser hier im Bächlein so schnell entfernt, da fiel mir bei, daß dies das schönste Bild der Vergänglichkeit unserer Tage ist, und ich seufzte darüber, daß ich sehe so viele Tage unbenützt dahin fliegen ließ.

„Lieber Knabe," sagte hierauf die Schäferin, „siehe hier auf meinem Hute habe ich einige Feldblumen, allein schon sind sie verblüht; daher ist es wahr, was das Liedchen sagt:

„Jahre kommen, Jahre schwinden,
Und der Jugend Traum entflieht,
Blumen, die wir heute finden,
Kränze, die wir heute binden,
Sind uns morgen schon verblüht."

„O wie wahr," sagte der Knabe. Nun fuhr die Schäferin fort zu sprechen: „Auch ich habe früher so viele Stunden unnütz zugebracht, da fiel es mir bei, wie der Hirtenknabe David auf dem Felde die herrlichen Werke Gottes betrachtete; und dann zuletzt in Gesang ausbrach. Freilich hielt es mit dem Singen schwer,

denn ich wußte wenige Lieder. Einst saß ich nun dort drüben an der Straße und sang, da fuhr ein reicher Herr in einer Kutsche vorbei, er hörte meinen Gesang und hielt an. Ich ließ mich aber nicht irre machen und sang fort, weil ich sah, daß ihn mein Gesang erfreute. Endlich kam er herbei, fragte mich Manches, und gab mir hier dieses Büchlein, indem er sprach: „Weil du so schön singen kannst, so hast du hier eine kleine Sammlung Lieder.“ Ich dankte dem Manne von ganzem Herzen, er entfernte sich sogleich. Nun schlug ich das Buch auf, und konnte mich kaum genug freuen, als ich die schönsten Lieder daraus las. „Da nehme es“, sprach die Schäferin „und sehe es durch.“ Der Knabe sah hinein: „Hirtenlieder ist der Titel, wahrlich ganz geeignet für dich, aber sage mir, liebe Schäferin,“ fragte Oswald, „ist wohl in diesem Büchlein auch etwa ein Gedicht über den Quellbach zu finden?“ „Freilich, laß mich suchen,“ erwiederte die Schäferin. Sie nahm das Buch und während

sie darin blätterte, sagte sie: „So viel ich mich erinnere, ist es ein Gespräch eines jungen Schäfers und einer jungen Schäferin. Ja es ist wirklich so, da lies es.“ Der Knabe nahm das Buch und fing an zu lesen:

Schäfer:

Geräuschlos schleicht von Dorngebüsch umgeben
Im Thale dort der Quellbach hin,
Ein Bild von dir, ein Bild von unserm Leben,
Seh' ich ihn mir vorüberzieh'n.

Schäferin:

Doch ist er rein, doch fließt er spiegelhelle,
Mich sehr erfreuend durch das Feld;
O Lieber, rein wie eine Silberwelle
Sei unser Wandel durch die Welt.

„Wirklich sehr schön,“ sagte der Knabe, „laß mich doch länger lesen.“ „Nein,“ erwiederte sie, „ich muß gehen, denn siehe, meine Schafe dort wollen sich zerstreuen. Gib mir nun, lieber Oswald, hier an der Quelle das

Versprechen, jede Stunde deines Lebens gut anzuwenden, dann werden wir uns jenseits wieder treffen.“ „Ja, das will ich thun,“ sagte Oswald mit gerührtem Herzen, und unter wohlgemeintem Händedruck nahmen Beide Abschied von einander. Oswald sah die brave Schäferin nie wieder, aber oft noch erinnerte er sich des Versprechens, das er ihr gegeben hatte.

6. Tippo, der Pfannenflicker.

Vater Manuel, ein ehrlicher Pfannenflicker, brachte seine Lebenszeit auf ein und achtzig Jahre. Dürftigkeit begleitete ihn von seiner ersten Kindheit bis zum Grabe, und doch war er mit seiner Lage sehr zufrieden; auch da, wo ihn die größte Noth überfiel, klagte er nicht, sondern betete zu Gott: „Vater, dein Wille geschehe.“ Auch sein Sohn ergab sich willig in seine Lage; dieser half dem Vater bei seiner Arbeit, und erwieß ihm überhaupt das, was ein dankbares Kind den Eltern

schuldig ist. Tippo, so hieß dieser Sohn, war übrigens immer gesund, obwohl er auch oft im härtesten Winter in Laubhütten übernachten mußte, und genoß dabei eine Heiterkeit, die selten einem Kinde in dieser Lage eigen ist. Einst ging er in einem Dorfe umher, um den Leuten anzuzeigen, daß die armen Pfannenflicker wieder gekommen seien; da rief ihn Sofron, ein sehr weiser Mann, zu sich, weil er gar so heiter war. Es waren auch zugleich die beiden Kinder desselben zugegen. Da sprach die sanfte Eulalia scherzend, — sie hatte eben ein sehr schönes weißes Kleid angezogen, um die leichtsinnige Luzinde zu besuchen, was aber der Vater nicht erlaubte: „Siehe Vater, wenn ich diesen kleinen Pfannenflicker hier besuchen würde, so könntest du wohl sagen, ich könnte beschmutzt werden.“ Der Vater hatte indessen dem kleinen Tippo zu essen und zu trinken vorgesetzt. Als er ihm nun einige Zeit zugeschaut hatte, ging er hinaus, und holte eine schon erloschene Kohle vom Kamin, diese reichte er dem Pfannenflicker

dar; man bemerkte aber nicht, daß sie ihn schwarz gemacht habe, denn er war vorher schon beschmutzt. Der Vater reichte sie nun auch der Tochter hin, und sagte: „Sie brennt nicht, Kind, nimm sie nur!"

Eulalia that es, und siehe! die schöne weiße Hand wurde schmutzig und unversehens auch das weiße Kleid. Darüber sagte Eulalia: „Daß man doch nicht vorsichtig genug sein kann, wenn man Kohlen berührt." „Siehst du," sprach der Vater jetzt, „daß die Kohle, wenn sie auch nicht brennt, dennoch schwärzet. So, meine Tochter ist es auch mit dem Umgange der Sittenlosen." Beschämt schlug das Töchterlein die Augen nieder, denn sie verstand jetzt, was der Vater mit der Kohle bezwecken wollte. Im Stillen dachte sie: „Du hast wohl Recht, lieber Vater, böser Umgang beschmutzt das Herz ganz unversehens."

Der junge Pfannenflicker, der hinter dem Tische saß, fing herzlich zu lachen an, und sagte: „Ah, dem Sittenlosen schadet der

Sittenlose nicht so viel mehr, denn er ist schon beschmutzt; der Reine aber wird so gern von dem Unreinen angesteckt."

„Ja, guter Knabe," sprach Sofron, „das wollte ich auch dir sagen, vergiß es ja nicht mehr." Hierauf verließ der Knabe unter innigem Danke das Haus des braven Mannes, und oft erinnerte er sich dessen Worte.

Endlich starb der Vater des guten Tippo, er mußte sich daher entschließen, allein in die Welt hinauszutreten. O, wie traurig war er, als er so ganz allein dahin wanderte, kein Mensch dachte seiner, während er sonst das gute Vaterherz bei sich hatte, das stets für ihn besorgt war. Jedoch er wußte sich allemal wieder zu trösten. Oft sprach er: „Lebt ja doch mein Vater im Himmel, er sorgt gewiß für mich und wird mein Beschützer sein, wenn nur ich sein gehorsames Kind bin." Durch dieses Vertrauen erwarb er sich endlich einen Gleichmuth, den nichts zu zerstören vermochte. Zwar war sein Lebenspfad mit Dornen oft besäet, jedoch

sein Wahlspruch war: „Was Gott thut, das ist wohlgethan.“

7. Hugo am Grabeshügel seiner Eltern.

Vater Bernhart lebte mit seiner Frau und seinem einzigen Söhnlein Hugo in einem kleinen Städtchen, und nährte sich durch Tag-löhnerarbeit. Unermüdet arbeitete er, allein kaum konnte er seine Famile erhalten, denn sein Verdienst war zu gering. Doch Gott, der ja der Vater der Bedrängten ist, half alle-mal wieder, auch da, wo sie sich in der größ-ten Noth befanden. So lebten sie denn in Dürftigkeit, jedoch zufrieden, bis der Vater plötzlich hinweg starb. Der Sohn war etwa vierzehn Jahre alt und hätte der Sorge seines Vaters jetzt am meisten bedurft, denn er sollte sich nun einem gewissen Geschäfte widmen, allein wer sorgte für ihn?! Es ward ihm daher auch die traurige Aussicht zu Theil, sich auf ähnliche mühevolle Art ernähren zu müssen, wie sein

Vater. Die Mutter aber verlor jede Hoffnung auf spätere Versorgung durch ihren talentvollen Sohn.

Ein reicher Mann hatte erfahren, daß sich diese Familie in solcher übeln Lage befinde, und beschloß, ihr zu helfen, indem er den Sohn ein Handwerk lernen ließ. Hugo wählte sich die Weberei, weil er dadurch seiner Mutter auch einen Verdienst verschaffen könnte. Der Sohn mißbrauchte aber auch die Güte des guten Mannes nicht, sondern machte hierin die rühmlichsten Fortschritte, so daß er bald eine eigene Weberei errichten konnte. Nun war dieser Familie geholfen. „O, liebe Mutter," sprach der Sohn oft, „wie gut sind doch die Leiden dem Menschen, unter ihrem Drucke wendet sich der Mensch zu Gott, es ist damit, wie mit dem Weidenbaume dort am Flusse. Wie war er früher, als ihn der Vater noch nicht abgehauen hatte, so welk und ein Aufenthalt häßlicher Spinnen, und garstigen Gewürmes, die seine Aeste mit klebrigen Fäden

umzogen, jetzt aber, da ihn der Vater abgehauen hat, ist er so schön. Nun spielt der reine Sonnenstrahl zitternd auf dem schönen Grün seiner Blätter.

„Mein Sohn,“ sagte die Mutter, den Blick zum Himmel gewandt, ich „verstehe, was du sagest: Gottes Wege sind unerforschlich.“

So lebte er noch mehrere Jahre mit seiner Mutter, die ihn bei der Arbeit treulich unterstützte; aber nun kam auch für sie die Stunde des Scheidens. Die allmählige Abnahme ihrer Kräfte verkündete ihr den Tod, der auch wirklich schnell erfolgte. Ihrem Willen gemäß ließ Hugo sie zu seinem Vater begraben, und über beider Grab ein Denkmal aus Stein errichten mit den Worten: „Ruhet sanft, bis euch der Frühling jenes himmlischen Lebens auf ewig vereint.“ Zugleich setzte er ein Bäumchen auf den Grabeshügel, und so oft der Frühling demselben wieder neue Blüthen gab, so oft grünte auch in seinem Herzen die Hoffnung auf Wiedersehen auf.

Einst, da eben Hugo das Bäumchen weinend betrachtete, da trat ein Freund seines verstorbenen Vaters herbei, und sagte: „Siehe, dieses Bäumchen hat für dich keinen Nutzen mehr, es ist dir zum Schmerz geworden, darum laß es mich fortnehmen, daß sein Anblick dich nicht ferner betrübe!“ Da antwortete der Jüngling: „Ach nein, laß mir das Bäumchen, blühet mir auch nicht Freude in ihm, sondern Thränen und Schmerz, so sind es ja Thränen der Liebe, und Schmerzen kindlicher Sehnsucht, den Eltern geweint. Ach nein, nein, nimm das Bäumchen ja nicht fort.“

So lange er lebte, besuchte er den Grabeshügel seiner guten Eltern, erinnerte sich an die Lehren, die sie ihm gegeben, und blieb brav, bis auch er am Throne Gottes sich wieder mit ihnen vereinte.

8. Arnolf in der Laube.

Arnolf und Justina gingen eines Tages in die Laube des Gartens, der eine kleine Strecke

von ihrer Wohnung entfernt lag. Beide waren recht liebenswürdige Geschwister, denn sie gehorchten den Eltern auf den Wink. So waren sie denn in der Laube angekommen. Arnolf hatte ein kleines Buch bei sich, aus dem er seiner lieben Schwester, währenddem sie strickte schöne Geschichtchen vorlas. Auf diese Weise verstrich der Tag, und es fing Abend zu werden an, da entfernten sie sich aus der Laube, und gingen Hand in Hand im Garten umher. Hiebei sprachen sie von dem guten Jokob, der vor Kurzem mit seinen Eltern in ein fremdes Land gezogen war, und wahrscheinlich nicht mehr zurückkommt. „Ach," sprach die sanfte Justina, „scheiden, meiden ist ja aller Menschen Loos." Noch liefen sie umher, als die Sonne schon untergegangen war. Immer größeres Dunkel brach über die Erde herein, sie sahen nicht mehr die herrlichen Blumen und Blüthen, sie hörten nicht mehr den Gesang der Vögel, nur die Eule tönte noch drüben im Walde; doch Alles dies konnte sie in ihre Heimath nicht

zurücktreiben, denn nun strahlten plötzlich vom Himmel herab die Sterne, und ihr Blick ging nun aufwärts.

„Siehe da drüben, lieber Arnolf," sagte Justina, „ist ein Klümpchen Sterne, und schön glänzt doch der Stern, der gerade über dem Kirchthurme steht; komm, laß uns dort auf die Bank sitzen, denn nach Hause gehen wir noch nicht." „Ja, das wollen wir," sagte Arnolf. Beide setzten sich nun, Justina plauderte immer fort, Arnolf schaute stillschweigend zum Himmel empor. „Was denkst du doch, lieber Arnolf," fragte Justina. „Was ich denke, höre nur: Siehe, liebe Justina; jede Nacht gleicht dem Tode; wie wir bei der Nacht die Augen schließen, wie sich unsere Gebeine zur Ruhe senken, und wir die Erde mit ihrem Schmucke nicht mehr sehen, wie blos die Sterne mit ihrem sanften Lichte noch auf die Erde herabstrahlen, so auch bei unserm Tode. Schließt sich einst unser Auge, und sinkt dieses Leben in Nacht, dann glänzt noch der Himmel,

und es fängt erst die Ewigkeit an. „So ist also,“ fiel Justina ein, „die Nacht eine fortwährende Erinnerung an den Tod. O möchte sie dies jedem Menschen sein.“

Nun fuhr Arnolf fort: „Die Nacht sagt uns aber auch, wir sollen uns nicht immer nur irdischen Geschäften widmen, sondern unser Blick soll auch zum Himmel, soll zum Schöpfer der Sterne gerichtet sein. Die Nacht ruft den thätigen Landmann von seinem Pfluge hinweg, damit er sich zu Gott wende, und auch den Thieren der Erde gebietet sie Ruhe, nur den Wind läßt sie am Schlafgemache des Leichtsinnigen vorbei heulen, damit er in ihm Gott fühle.“

„O liebes Schwesterlein, schaue noch mehr, siehe die unzählige Menge der Sterne, und wisse, daß wir nur einen kleinen Theil derselben erblicken; viele derselben sind noch weit größer als unsere Erde, wie groß muß nun Alles zusammen sein, was Gott gemacht hat. Ja, wie groß muß der selbst sein, der Alles dieses

gemacht hat; wie groß muß der sein, der Alles dieses auf ein: Werde erschuf." „Ach, was ist doch der Mensch," sagte Justina, „was ist er im Vergleich zu Gott?! Ein Staub, ein Wurm."

„O möchte," fuhr nun Arnolf fort, „möchte Sternenfriede auf unserer Erde herrschen, Keiner hindert von euch des Andern Lauf, sondern jeder läuft seine Bahn, die ihm der Herr angewiesen, möchte dies auch bei uns Menschen sein!„

„Sprich doch noch weiter," sagte Justina. „Nein," erwiederte Arnolf, „wir wollen nach Hause, denn unsere Eltern könnten zu Hause um uns Sorge tragen, wir können ja in unserm Schlafzimmer noch mehr hierüber sprechen."

Sie kamen also nach Hause, da rief ihnen die Mutter gleich entgegen: „Ach Kinder, wo seid ihr doch so lange." „Mutter," sagten die Kinder, „wir haben heute den schönen Sternhimmel betrachtet, und darüber die Größe Gottes bewundert." „Schön, meine Kinder,"

rief der Vater, der eben am Tische einen Brief schrieb, „so hieß es denn auch bei euch, wie bei dem zwölfjährigen Jesus: „Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem Hause meines Vaters sein muß." „Ja wohl, lieber Vater," sprach Arnolf. Justina konnte nicht begreifen, was der Vater sagte, daher sprach derselbe „Weißt du, daß Gott unser Vater und die ganze Welt sein Haus ist." Darüber freute sich auch Justina. Die Eltern aber freuten sich sehr, so brave Kinder zu haben, die an den Werken Gottes eine so große Freude fanden.

Nun legten sich die Kinder schlafen, und sangen im Bette noch das Lied:

Helle Sterne
Aus der Ferne
Leuchten schön!
Mag so gerne
Sie beseh'n. —

Wie so stille!
Gottes Wille —

Ihre Bahn —
Führt zum Ziele
Sie hinan.

Alle kreisen,
Wie geheißen,
Brüderlich,
Und sie preisen,
Vater, dich!

Sternenfrieden
Auch hienieden
Blühe auf,
Lohn der müden
Wand'rer Lauf. —

Bis nach Oben
Einst erhoben
Selig wir —
Gott, dich loben
Für und für!

9. Die Rache des Redlichen.

Jakob ein frommer Greis wußte sich nicht mehr durch seine Arbeit zu ernähren; denn sein Körper war schwach und versagte ihm allen Dienst, er mußte sich daher, so schwer es ihm auch ankam, an gute Leute wenden. Oft sagte er: „Wie hart ist es doch, vor den Thüren der Menschen sein Brod holen zu müssen.“ Jedoch jeder redlich denkende Mensch wußte wohl, daß dieses Betteln nicht aus Arbeitsscheue geschehe, daher wurde er stets unterstützt. Einst kam er zu einem reichen Gutsbesitzer und bat um ein Stücklein Brod; es war aber auch gerade sehr kalt, daher hoffte er, sich am Ofen wärmen zu dürfen; allein diese Bitte wurde ihm nicht gewährt. Der Gutsbesitzer sprach zu ihm in einem rohen Tone: „Packe dich, du alter Graukopf, oder meine Hunde werden dir den Weg zeigen.“ Der fromme Greis ging stillschweigend fort, denn er dachte: Mag mich auch Schmerz aller Art treffen, es gibt ja eine Gerechtigkeit, die alles auszugleichen

weiß. „Ach," sprach er, „hätte ich doch nie gedacht, daß es Menschen gebe, die Einem so etwas mißgönnen könnten. O ihr, wie wenig denket ihr an die Worte des Herrn: Was ihr einem meiner geringsten Brüder thut, das habt ihr mir gethan. Guter Mann, der du von deinem Reichthume ganz verblendet bist, könnte ich dich auf den Tugendweg zurückbringen, ich würde thun, was mir möglich wäre. O elender Geiz, mit was soll ich dich vergleichen? Ein Unkraut bist du, das seine starken Wurzeln im Blumenbeete überall verbreitet, und den lieblichen Blümchen die Nahrung entzieht. Gerade so ist es mit dem Geize. Wo dieser im Herzen seine Wurzeln verbreitet hat, da wird jeder Tugend die Nahrung entzogen."

Nun kam der Sommer wieder herbei, und Jakob war wieder im Stande, sein Brod durch Arbeit zu verdienen. Da geschah es nun, daß dem Gutsbesitzer in einer schrecklich finstern Nacht das Haus abbrannte; wie das Feuer entstand ist nicht bekannt. Diese Feuerbrunst entdeckt-

der gute Greis zuerst, denn er sah sein Zimmer plötzlich um Mitternacht beleuchtet, und als er vom Bette aufsprang, sah er das Feuer schon bei dem Dache herausschlagen. Er eilte so schnell als möglich, es bekannt zu machen, und ging dann selbst hinzu, um seine wenigen Kräfte noch zur Hilfe seines Nächsten zu gebrauchen. Als er dort ankam, hörte er, daß sich ein kleines Kind noch im zweiten Stocke des Hauses befinde, das nun, ohne augenblickliche Rettung, dem Tode preisgegeben war. Der Vater stand händeringend vor dem Hause und schrie um Hilfe, indem er die Hälfte seines Vermögens versprach; aber es erschien kein Retter. Da trat der alte Jakob herbei und sprang plötzlich mitten durch die helllodernden Flammen. Draußen kniete der Vater, und flehete zu Gott, daß er dem Greise beistehen möge. Noch einige Augenblicke stand es an, da kam der Greis und in seinen Armen das liebliche Kind. Er trat hinzu, und gab es dem Vater, der ganz beschämt dastand. „Siehe,“ sprach er,

„hier gebe ich dir dein Kind, es ist ihm nicht das Geringste geschehen.“ Der Vater weinte und sprach: „Lieber Jakob,“ und ein Strom von Zähren stürzte über seine Wangen herunter, „verzeihe, was ich gethan habe.“ Der Greis aber sprach: „Was soll ich dir verzeihen, ich habe ja Rache genug an dir verübt.“

Nach einiger Zeit ließ der Gutsbesitzer den frommen Greis kommen und wollte ihn reichlich belohnen. „Nein,“ sprach der Greis, „mir werde kein Lohn zu Theil, was ich gethan, war ja meine Pflicht.“

Der Gutsbesitzer wurde über das Betragen des Greises ganz entzückt und sprach: „Wahrlich guter Greis, ich bin es nicht werth, auch nur mit dir zu sprechen.“ Hierauf besserte sich der Mann, und kein Bedürftiger ging über seine Schwelle, ohne von ihm reichlich beschenkt worden zu sein.

10. Das Dorfglöcklein.

Albert, der schon viele Jahre in der Fremde umherirrte, hatte von seinem Vater die Nachricht erhalten, er möchte wieder in seine Heimath zurückkehren. Gerne entsprach er dem Wunsche des Vaters, denn er suchte das Angenehme, das er in Mitte seiner Eltern, Geschwister und Jugendfreunde genoß, in der Ferne vergebens. Oft sagte er daher: „Wie froh werde ich sein, die Fluren wieder betreten zu können, wo mir meine schönsten Tage dahinflossen; wie froh werde ich sein, mich wieder in Mitte meiner Eltern und Geschwister zu finden.“ Er ergriff daher freudig den Wanderstab, und erreichte schon nach einigen Wochen sein Vaterdörfchen, denn seine heiße Sehnsucht beflügelte seine Schritte. Als er kaum noch ein paar Stunden von seinem lieben Vaterdörfchen entfernt war, da begegnete ihm einer seiner besten Schulfreunde. Beide erkannten sich aber lange nicht, und liefen mit einander fort; Albert jedoch dachte immer bei sich, es

könne dies Gustav, der Sohn des Bauern Eckbert sein, er fragte ihn darum, und sah sich wirklich nicht getäuscht. Beide umarmten sich, und keiner konnte vor Ueberraschung auch nur ein Wort hervorbringen. Endlich fing Albert an: „Mein Lieber, erinnerst du dich der glücklichen Jahre, wo wir in der Schule bei einander saßen; o gold'ne Jahre, würdet ihr wieder kommen! Wie so oft genoßen wir bei unsern kindlichen Spielen eine Freude, die uns um Alles in der Welt nicht feil gewesen wäre. Lebt doch der gute Lehrer noch, der unsere Herzen so oft erwärmt und für das Gute belebt hat?" „Ach nein Albert," sagte Gustav, „er ist schon vor zwei Jahren gestorben." „Gestorben!" erwiederte Albert," nun denn ruhe wohl, du bist gestorben, aber deine Lehren wirken noch fort im Herzen deiner Zöglinge. Ach so eben erinnere ich mich beim Anblicke dieser Saatfelder der schönen Lehre, die er mir einst gab, als ich mit ihm durch ein Saatfeld wanderte: „Siehe, sprach er, lieber Albert, du siehst hier

mancherlei Aehren, die einen erheben ihr Haupt stolz zu dem Himmel, die andern neigen es tief zur Erde hernieder, sag, welchen von beiden gibst du den Vorzug? Ich antwortete, der erstern denn es schickt sich das Hohe dem Niedern vorzuziehen." „Ja," sagte der Lehrer, „weißt du nicht, daß uns der Schein manchmal betrüget, komm nur und siehe!" Ich betrachtete die Aehren genauer, und sah, daß ich geirrt hatte, denn taub war jede Aehre, die ihr Haupt emporstreckte, aber schwer von Segen und voll von Körnern waren die Aehren, die ihr Haupt darniedersenkten. Da sagte mir der Lehrer. Sieh, hier hast du ein Bild des Stolzes und der Demuth gefunden. Ich begriff, was mir der liebe Lehrer sagte." — Aehnliche Gespräche führten sie noch mehrere. Endlich erreichten sie den Berg, von wo aus sie das Dörflein erblicken konnten, allein die Sonne war schon hinuntergegangen, nur der Mond stand jetzt am blauen Himmelsbogen. Albert stand stille, in Nachdenken versunken, da wurde unten

im Dörflein das Abendglöcklein mit seinem silbernen Tone geläutet, und alle Erinnerungen fuhren an ihm vorüber. „O wohlbekannter Ton,“ rief er, „wie viele meiner Freunde hast du mit deinem Tone zur Grabesruhe begleitet!“ und er fiel nieder und betete: „Guter Gott, dir sei Dank, daß du mich wieder glücklich hierher geführt hast. Oft droheten mir Gefahren des Leibes sowohl als der Seele, aber du hast mich allemal wieder daraus errettet.“ Hierauf gingen sie schweigend weiter.

Nun war er bei seinem Vaterhause angekommen, ein schwaches Licht erhellte das Zimmer, da pochte er an der Thüre, und die Schwester kam und öffnete sie. Diese erkannte ihn augenblicklich und fiel ihm um den Hals, dann weckte sie die schon schlummernden Eltern, um den schönsten Abend ihres Lebens zu feiern. Die Eltern bemerkten aus den Reden ihres Sohnes, daß er sich viele Erfahrungen und und Kenntnisse erworben habe, daher sprachen sie zu einander: „Wie süß ist es doch, wenn

man sich für seine Bemühungen so schön belohnt sieht!" Sie sahen aber noch mehr, denn sie bemerkten auch, wie die Religion in seinem Herzen immer tiefere Wurzeln schlug. „Rosa," sprach er einst zu seiner Schwester, „mir ist es schon hart gegangen, oft hatte ich keinen Kreuzer Geld mehr, o glaube es mir, öfters war ich meiner Kleider beraubt, doch ich wandte mich in jedem Bedrängnisse zu Gott, und er sandte mir jedesmal wieder seinen rettenden Engel! Ich will daher auch in Zukunft in jeder Lage meines Lebens auf ihn vertrauen; thue das auch, liebe Schwester, dann wird dich Friede auf allen deinen Pfaden begleiten. Um den Leidenskelch der Edlen windet die Ewigkeit die Blüthen der bessern Hoffnung, die Thräne der Edlen fällt nicht in den Staub, sie steigt zur Ewigkeit empor. Wenn Menschen ihn verlassen, so umgeben ihn höhere Wesen mit Freundschaft, Liebe und Vertrauen!"

11. Ithemar auf dem Felsen.

Ithemar ging öfters mit seinem Vater auf die Gemsenjagd, nicht um Gemsen zu erlegen, denn dazu war er noch zu jung, sondern um sich eine schöne Alpenblume oder ein großes Ammonshorn zu holen. Als er aber größer war, freute ihn dieses nicht mehr; er wagte sich nun auch mit seinem Vater auf die fürchterlichsten Höhen, um die Gemse, die Flinte in der Hand, zu verfolgen. Gefahrvoll war diese Jagd. Hier stand ein riesenhafter Felsen, den er unter Lebensgefahr erstieg; dort mußte er, um weiter zu kommen, eine endlose Tiefe überspringen. Doch das Vergnügen der Jagd überwog bei ihm die Furcht vor Lebensgefahr. Oft sagten ihm seine Eltern: „Liebes Kind! hüte lieber die Schäflein dort am Flusse; dann darfst du nicht befürchten, dein junges Leben auf eine so schreckliche Art zu verlieren.“ — „Ach nein,“ sagte er, „liebe Eltern, laßt mich ziehen auf die steilen Alpen!“ „Oder,“ sagte die Mutter, „gehe ins Gärtchen, begieß die Blumen, und

warte ihrer, das ist ja doch gewiß angenehmer, als auf den fürchterlichen Felsen mit Lebensgefahr herumzuklettern.“ „O nein, Mutter, laßt mich gehen auf die fürchterlichen Höhen.“ Die guten Eltern wiederholten ihre Warnungen oftmals, aber da half nichts. Oft schon, ehe der Tag zu grauen anfing, sah man Ithemar mit seiner Flinte in der Hand die hohe Alpe hinaufsteigen. Doch, wer den Ermahnungen der Eltern nicht gehorcht, dem geht es nie gut!

An einem heitern Frühlingstage ging nun der unfolgsame Ithemar wieder auf die Alpe; plötzlich aber, als er kaum einige Stunden auf ihr herumgestrichen, umwölkte sich der Himmel, und ein fürchterlicher Sturm zog an den kahlen Felsenmassen vorbei.

Ithemar war schon im Begriffe nach Hause zu eilen, denn er befürchtete ein schweres Gewitter, da bemerkte er auf einem spitzen Felsen eine Gemse; er suchte ihr näher zu kommen, um sie zu erlegen, aber vor ihm lag gerade eine tiefe Kluft. Lange getraute er sich nicht, sie zu

überspringen; endlich wagte er es doch, und siehe er kam glücklich hinüber, schoß dann sogleich auf die sich schon entfernende Gemse, und traf sie wirklich. Tödlich verwundet, lag sie nun vor ihm auf einem Felsenstück. Er wollte sie herüberholen, allein da bemerkte er bald zu seinem Entsetzen, daß er sich verstiegen habe; er wußte nämlich nicht mehr weiter zu kommen, denn er saß jetzt auf einem schmalen Felsen, der mit unergründlichen Tiefen umgeben war. Sich einen Schwung geben, um wieder dahin zu kommen, wo er herüber kam, das konnte er nicht. Was war nun zu thun? Ein fürchterliches Gewitter zog heran, der Donner rollte durch die Luft und der Blitz schlug mehrmals zerstörend auf die Erde hernieder. Endlich fing es an, so gewaltig zu regnen, daß alle Wald- und Gebirgsbäche auf eine furchtbare Art anschwollen. Wie da Ithemar um Rettung zu Gott flehte! Allein kein Ausweg. Das Gewitter entfernte sich endlich; bald zeigte sich das liebliche Himmelblau in seiner Rein-

heit wieder; allein noch immer saß Ithemar weinend auf dem Felsen. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange, schreckliche Finsterniß umgab nun den einsam Verlassenen. Als er daher am Abende nicht nach Hause kam, so bekümmerten sich die sorgsamen Eltern sehr um ihn. Schon schlug die Glocke zehn Uhr und noch war der Sohn nicht da; sie schlug zwölf, aber nun waren die Eltern gewiß, daß ihm ein Unglück begegnet sei. Der Vater bestellte sich eilends eine Menge Leute und ging mit ihnen noch bei finsterer Nacht auf die Alpe, um den Sohn zu suchen; aber Todesstille herrschte ringsum, sie fanden keine Spur von ihm. „O," sprach der Vater, „dich lieber Sohn, dich finde ich nie wieder, du hast schon längst in einer tiefen Schlucht die Strafe deiner Unfolgsamkeit empfangen; könnte ich doch allen Kindern zurufen: folget euren Eltern! Lieber Sohn, der du meines Alters Stütze geworden wärest, du bist dahin; auf dir ruhten meine Hoffnungen, auf dir, der du dein Leben so

elend enden mußtest.“ — Ermattet vom Steigen begab sich nun Alles wieder nach Hause. Der Vater voll stummen Schmerzgefühles setzte sich unten am Berge hin und betete: „Gott, deinem Blicke ist nichts verborgen, deiner Gegenwart sind auch die höchsten Höhen bekannt. Laß doch meinen Sohn, wenn er sich verstiegen hat, wieder den rechten Weg finden, leite ihn über diese furchtbaren Felsen und Klüfte zu mir herab.“ — Endlich begab sich der Vater nach Hause, die Mutter rang jammernd die Hände, als sie ihn allein nahen sah und die Kunde der erfolglosen Bemühungen vernahm. Bald brach der Tag an; schon begrüßten die lieblichen Strahlen der Morgensonne das Gebirge, als der Vater sich sogleich wieder mit mehreren Leuten auf die Alpe begab, während dessen die Mutter zu Hause betete; allein der Sohn wurde nicht gefunden.

Ithemar saß noch immer auf dem Felsen und rief den Lüften zu: „O hätte ich doch meinen Eltern gefolgt!“ Endlich hungerte es

ihn; er hatte zum Glück noch ein Stück Brod bei sich. „Dieses,“ sprach er, „will ich noch essen, und dann will ich den Wagesprung thun, der mich befreit oder dem Tode überliefert!“ Als er noch einige Zeit zu Gott gebetet hatte, versuchte er es und siehe! es gelang; er kam glücklich hinüber und war gerettet. — Sogleich eilte er seinen Eltern zu, um sie von ihrer Unruhe zu befreien. Es war bereits Abend und der Vater war schon wieder nach Hause gekehrt, denn er gab nun alle Hoffnung auf. Aber siehe! da kam Ithemar plötzlich bei der Thüre herein; die Eltern konnten vor Freude kein Wort hervorbringen, sondern schlossen den lieben Sohn weinend in ihre Arme. Nachdem sie sich nun wieder gefaßt hatten, fing Ihemar an zu erzählen, wie es ihm ergangen; zuletzt sagte der Vater: „Siehst du es nun, was ich dir oft sagte: Wer Väter und Mutter nicht folget, dem geht es nie gut.“

Von dieser Zeit an hatte sich Ithemar ganz geändert, er that nichts mehr ohne die Erlaub=

niß seiner Eltern trieb nun die lieben Lämmlein auf die Weide, und war froher und vergnügter, als auf den steilen Felsen, auf denen er so oft mit Lebensgefahr kletterte! Die Eltern sagten daher oft: „Wahrlich die Vorsehung suchte ihn durch dieses Mittel zu bessern! — O Gott, wie verschieden sind deine Wege, das Heil deiner Geschöpfe zu befördern!"

12. Herrmann am Haselnußbüschlein.

Der kleine Herrmann machte an einem schönen Tage einen Spaziergang in den Wald. Hier bemerkte er ein dichtes Haselnußbüschlein, das wie eine Laube gestaltet war, in deren Schatten er mit Lust verweilte. Lange saß er unter deren Zweigen, und hörte dem Gebrumme der Käfer zu; da bemerkte er ein schönes Baumstämmchen, das ihm zu einem Stocke geeignet schien. Zum Glück hatte er sein kleines Brodmesser in der Tasche. Er fing nun zu schneiden an, da rollte plötzlich ein Stein vom

Berge herab; er vermuthete nun, es würde sich vielleicht ein Häschen, Reh oder Hirsch sehen lassen, durch die dieser Stein zum Sturze gebracht worden wäre; aber es war nicht so, denn er nahm nun zu deutlich die Fußtritte eines Menschen wahr, und bald erblickte er zwischen dem Laub hindurch einen Mann mit schwarzer Kleidung, einen Gürtel um seine Lenden, und einen Dreispitzhut auf dem Kopfe. Der Mann kam dem Knaben zuerst sehr unheimlich vor; da er aber die freundlichen Züge seines Gesichtes erblickte, verschwand jede Furcht; er bemerkte bald, daß der Fremdling ein Pilger sei. „Guter Knabe," sprach der Pilger, indem er seinen langen Stock an die Eiche lehnte, und sich auf eine Wurzel derselben setzte, „was machst du hier?" Herrmann antwortete: „Hier, lieber Mann, will ich mir einen Stock schneiden." „Einen Stock," erwiederte der Pilger, „willst du dir schneiden? Recht so, mein Sohn, damit du auch einst, wenn deine Füße nicht mehr gehen wollen, und sich dein

Haupt dem Grabe zuneigt eine Stütze hast, mit deren Beihilfe du deinen hingewelkten Körper fortbringest." Der Knabe staunte hierüber, denn er verstand den Sinn der Worte noch nicht; der Pilger aber fuhr mit lächelnder Miene fort zu sprechen: „Ja schneide dir einen Stock, und koste er dich auch viele Mühe und Anstrengung." „Ach," dachte der Knabe, „was sagt doch der Mann, und was meint er für einen Stock!" Der fromme Pilger, der wohl sah, daß der Knabe seine Worte nicht verstehe, sprach weiter: „Siehe! dieser Stab hier hilft mir meinen gebrechlichen Körper fortbringen! so ist es auch mit dem Vermögen, es setzt dich in den Stand, dein Leben auch dann erhalten zu können, wenn du dir nichts mehr verdienen kannst, ohne die Mildthätigkeit anderer Menschen anrufen zu müssen. Damit du dir aber jetzt in deinen Jugendjahren etwas verdienen kannst, so wähle dir einen bestimmten Beruf, in dem du voraus siehst, einst glücklich werden zu können, sei aber fleißig in deinem Berufe!"

„Lieber Mann,“ sagte der Knabe weiter, „meine Eltern sind arm, sie können mir nichts hinterlassen; ich sehe daher voraus, daß mich auch Dürftigkeit im Alter begleiten wird, wahrlich für leichter halte ich es, diese Eiche mit meinem schwachen Brodmesser umzuschneiden, als mir so viel zu erwerben, daß ich damit im Alter leben kann.“

„Du irrest, Knabe,“ sagte der Pilger, „ich will dir ein zweischneidiges Messer zeigen, mit dem du dir diesen Stock unter Gottes Beistand leicht schneiden kannst, die eine Seite des Messers heißt Sparsamkeit, die andere Arbeitsamkeit.“

„Arbeite! Arbeite damit du dir etwas verdienest. Macht dich Arbeit auch müde, thut nichts, sie belohnt dich ja durch Gesundheit und frohen Sinn; Müssigang aber bestraft dich durch lange Weile, welche die Mutter aller Sünden ist. — Spare auch, gib das nicht auf eine leichtsinnige Weise hin, was du dir so hart verdient hast, sondern bewahre es auf

die Zeit der Noth, oder auf eine Zeit, wo du Andern aus der Noth helfen kannst, dann bereitest du dein Erdenglück und gibst Geld in die Sparkasse des Himmels. Doch ich muß nun den Weg weiter verfolgen; komm nun her unter diese alte Eiche, die mit ihrem hohen Haupte schon über viele Menschengeschlechter gesehen hat, und gib mir das Versprechen, daß du das, was ich dir gesagt, treu halten wollest.“

„Ja, das will ich gewiß thun,“ sagte der Knabe, indem er dem Pilger noch ein herzliches Lebewohl zurief; dieser Pilger aber wankte langsamen Schrittes von dannen. — Hermann schnitt seinen Stock vollends, und ging dann nach Hause. Auf dem Wege dachte er bei sich: „Ach, wie so besorgt ist doch dieser fremde Mann für mich, ob er mich gleich nicht kennt! Ich sehe, er hat keine Heimath auf dieser Erde, er sehnt sich nach seinem wahren Vaterlande, dem Himmel, auf diesen bereitet er sich stets vor, darum läßt er keine Sonne über seinem Haupte hinuntersinken, ohne sich einer guten

That bewußt zu sein. Gott! die Erde ist wonnevoll und schön, aber mein Vaterland ist sie nicht. Sterbliche sind meine Brüder, aber der Geist, der Hauch von dir, fliegt der Unsterblichkeit entgegen."

13. Die Waldgärtlein.

In Mitte eines weit ausgedehnten Gebirges erhob sich ein kahler Berg, hier stand das Schloß Rosenberg. Am Fuße des Berges führte die Straße vorbei, die mehr zum Gehen, als Fahren geeignet war. Auf dieser Straße erblickte man hie und da einen Reisenden, den die Neugierde herbeiführte; sonst war in weiter Entfernung nichts anzutreffen. In diesem Schlosse wohnte der Graf Bruno mit seiner Frau, Emilie, und seinen drei braven Kindern still und zufrieden. Obgleich sie hier wenig Menschen fanden, so waren sie doch stets vergnügt, denn sie betrachteten die Schönheiten der Natur, und bewunderten Den, der sie so kunstreich gebildet hat.

Wie entzückend war es, wenn sie im Frühlinge die Gipfel der Bäume im weiten Gebirge von der Morgen- oder Abendsonne so schön vergoldet sahen! Wie liebich war es, wenn weit unten im Thale die Nachtigall ihre Lieder sang, während durchs nächtliche Dunkel eine Sternschnuppe herunterfiel! — Unter solchen Betrachtungen ergoß sich dann das Gefühl des Vaters jedesmal in ein lautes Gebet, und Kinder und Mutter fielen mit ihm auf die Kniee nieder, um im Stillen an der Andacht des Vaters Theil zu nehmen. Ueberall erblickte diese fromme Familie hinter dem Vergänglichen das Unvergängliche, hinter dem Schönen das Unschöne.

Nach dem Morgengebete ging der Vater gewöhnlich auf die Jagd; Hubert, sein Sohn, begleitete ihn meistens; die Töchter Adelgunde und Agnes dagegen aber suchten mit der Mutter ihr Vergnügen in dem Garten, der gleich unten am Schlosse lag. Wenn sie dann mit der Mutter einige Zeit darin gearbeitet hatten, so durften sie in ihre eigenen Gärtchen gehen, um

sie zu bearbeiten. Beide Geschwister hatten nämlich ihre Gärtchen weit innen im Gebirge liegen. Vater und Mutter wußten sie nicht, nur erst dann, wenn die Gärtchen recht viele Blumen trugen, wurde den Eltern die Freude gemacht, sie zu sehen. O wie da jedes Mädchen sich bemühte, den größten Beifall zu erhalten! — Adelgunde brachte schon Ende Februars aus ihrem Gärtchen die wohlriechende rosenfarbige Blüthe des Bergpfeffers, und die Mutter hatte daran ein herzliches Wohlgefallen nur sagte sie oft: „Gehe mit dieser Pflanze vorsichtig um, denn sie ist sehr giftig.“ So brachten beide Kinder von Zeit zu Zeit wieder andere Blumen, und Vater und Mutter freueten sich herzlich darüber. — Dies verdroß den kleinen Hubert sehr; oft dachte er, bringe ich ein junges Häschen nach Hause, ein schönes Eichhörnchen, oder einen seltenen Vogel, da wird nicht so gewundert. Er fing also an, sie zu beneiden, besonders Adelgunde, die immer die schönsten Blumen und Blüthen brachte, und

faßte den bösen Entschluß, ihr heimlich nachzugehen, um zu erfahren, wo sie ihr Gärtchen angelegt habe, um es zu verwüsten. Adelgunde ging nun eines Abends in ihr Gärtchen; Hubert schlich ihr nach. Kaum war die Schwester fort, als Hubert alle Blumen abschnitt. Weil aber die Blumenbeetchen mit Johannisbeeren eingefaßt waren, so ließ er sich's nach Herzenslust schmecken; allein unter den Johannisbeerstrauch war auch der Bergpfeffer gesetzt, was er nicht bemerkte, weil es schon Abend war; er erwischte daher hie und da eine Beere davon. Als er nun Alles verdorben hatte, ging er dem Schlosse zu. Unterwegs dachte er bei sich: „Das solltest du nicht gethan haben, o wie wird mein Schwesterlein betrübt werden, wenn sie morgen sieht, daß Alles das, was sie mit so vieler Mühe zu Stande brachte, zerstört ist! Ach du elender Neid, zu welch übeln Thaten verleitest du den Menschen!"

Da er nun so fortwanderte, fand er sich bald sehr unwohl; er setzte sich nieder und sprach:

„So ist es denn wirklich so, wie mein Vater oft sagte: jede Sünde zieht auch hier schon üble Folgen nach sich. Ach ich muß sterben, ohne meine Eltern und Geschwister nochmals gesehen zu haben! Doch, guter Himmel, steh mir bei, ich will versuchen, ob ich nicht das Schloß meiner Eltern erreichen kann, damit ich doch in der Mitte derselben sterben und noch Trost von ihnen erhalten kann! O Gott, welches Gericht wird über mich ergehen, wenn ich mit meiner schwarzen Seele vor sein heiliges Angesicht trete! Wie so Böses hab ich gethan! Ich wurde nicht beleidigt, und doch habe ich schreckliche Rache geübt, ich habe innige Liebe mit Neid erwiedert.“

Endlich kam er unter furchtbarem Schmerz im Schlosse an. Seine Eltern erschracken sehr als sie sein blaßes geisterähnliches Angesicht erblickten. „Kind, was ist dir geschehen?“ riefen sie ihm beim ersten Anblicke zu. „Liebe Eltern,“ sprach er hierauf in einem reuevollen

Tone, „ich habe eine schwere Sünde begangen, ich habe der Adelgunde alle Blumen ihres Gärtchens abgeschnitten, hiefür hat mich nun Gott augenblicklich bestraft. Ich fühl' es, daß ich in wenig Stunden vor seinem Angesichte erscheinen muß, um die Strafe meiner Uebelthat zu empfangen." — Da sprach nun der Vater: „Wahrlich, du hast arg gesündiget! Doch ich sehe deine Reue, daher wird dir auch Gott deine Fehler verzeihen, er ist ja stets bereit zu verzeihen, wenn man sich bessert. Sage mir aber, mein Kind, hast du nichts Giftiges genossen?" „Nichts habe ich gegessen," sagte der Knabe, „als Johannisbeeren, die um die Blumenbeete des Gärtchens standen." „Ach" rief Adelgunde, „da steht auch Bergpfeffer, wahrscheinlich hat er in der Dunkelheit auch mehrere Beeren mit bekommen." „Also Gift!" sprach der Vater. Es wurde ihm nun Milch mit Oel gereicht; er trank, und fühlte sich wirklich bald wieder gesund. Jedoch von dieser Zeit an verlor er die rothe Farbe seiner Wangen,

und sein todtblasses Gesicht verkündete ihm ein baldiges Grab.

Da nun keine Gefahr mehr vorhanden war, so ließ er seine brave Schwester zu sich kommen, und sagte ihr: „Ich bitte dich, verzeihe, was ich dir gethan,“ und ein Strom von Thränen stürzte über seine Wangen, „ich will dir mein Liebstes, was ich habe, das Schreibkästchen dort geben, verzeihe mir doch, verzeihe!“ Er reichte ihr die Hand dar, Adelgunde bot ihm die ihrige mit freundlicher Miene und sprach: „Ach es ist dir Alles verziehen, ich will von dir auch keine Vergeltung, ich bin ja froh genug, daß ich dich wieder habe!“ Indessen kamen die Eltern herbei und sahen den Knaben weinen. Da sagte nun der Vater: „Ich sehe, lieber Sohn, du empfindest Reue über deinen Fehler, o möchte diese Reue der erste Schritt zu deiner Besserung sein! Betrachte das, was dir geschehen, als einen Wink der Vorsehung, und danke Gott für deine Leiden.“ „Ja, ich danke ihm,“ sagte Hubert, „denn durch sie hat er mich gebessert.“

„Wenn das ist," sagte die Mutter, „will ich mich glücklich schätzen." — Hubert besserte sich auch wirklich, und wurde ein recht braver Knabe; doch die Folgen der Vergiftung äußerten sich noch immer, bis er endlich in einem Alter von ein und zwanzig Jahren starb.

14. Ammon in der Felsenkluft.

Abgeschieden von der Welt lebte Ritter Dagobert mit seiner Gemahlin Lia und seinem einzigen Sohne in der Burg Heidenfels. Kein Leiden drückte sie so sehr, als dieses, daß ihr Sohn, obwohl sie stets darauf bedacht waren, ihn gut zu erziehen, immer ein rohes Herz bewies. Der Vater übte den Sohn in den Waffen und im Reiten, die Mutter aber suchte sein Herz immer mehr zu veredeln, indem sie ihm anziehende Geschichten braver und tugendhafter Kinder erzählte. Allein alles dies half nichts, wenn er eben ein Thier, sei es ein Vogel, eine Kröte oder auch ein Pferd, recht

plagen oder gar tödten konnte, so war es ihm eine Herzensfreude. Die Mutter suchte ihn nun auf eine andere Art zu bessern, sie führte ihn nämlich öfter in den Blumengarten, zeigte ihm da die schönen Blümlein, und lehrte ihn die Güte und Weisheit dessen kennen, der sie erschuf. Auch in den Wald ging sie mit ihm und sprach: „Siehe doch, wie schön schlängelt sich dort am Baume der Epheu hinauf! Hörst du die muntern Vögel, wie sie so lieblich singen!" Hiebei zeigte sich nun Ammon nicht ganz ohne Rührung; daher entschlossen sich die Eltern, sein musikalisches Talent zu wecken. Es wurde daher ein Lehrer herbeigerufen, der ihm nebst der italienischen Sprache auch das Lautenspiel beibrachte. Dieser Lehrer, ein Augustiner-Mönch, dessen Eltern italienische Kaufleute waren, verstand diese Sprache besonders gut.

Schon in einem Jahre konnte Ammon kleine Stücke spielen. Die Mutter, die die Laute ebenfalls spielte, begleitete ihn hiebei. Da kam plötzlich ein Bote vom Kaiser gesandt, der dem

braven Ritter die Nachricht brachte, sogleich zu einem italienischen Feldzuge herbeizueilen. Ritter Dagobert machte sich sogleich auf den Weg. Während dieser Zeit unterhielten sich nun Mutter und Sohn mit Lautenspielen. Oft gingen sie auf den in der Nähe liegenden Felsengipfel am Saume des Waldes und spielten muntere Lieder. Es war einst Abends sechs Uhr, als plötzlich ein Reiter mit einem Briefe daher sprengte. Die Mutter erbrach das Schreiben, und fand, daß es von ihrem Gemahl sei, mit dem Inhalte, daß sie sich sogleich mit ihrem Sohne zu entfernen habe, indem nach einigen Tagen allem Vermuthen nach eine Räuberbande ihre Burg angreifen werde. Ach, wie die Mutter da erschrack! In größter Eile packte sie ihre besten Kostbarkeiten zusammen, und machte sich dann noch in finsterer Nacht auf die Flucht in eine Felsenkluft im Eichenhaine. Kaspar ihr Diener, begleitete Mutter und Sohn. Sie kamen glücklich in der Felsenkluft an. Aber wie unheimlich war es hier!

Der gute Kaspar suchte nun Moos zusammen, um darauf ruhen zu können. Allein sie konnten nicht schlafen, denn Furcht und Angst beunruhigten sie zu sehr. Jedes Steinlein, das den Berg herabrollte, setzte sie in grenzenlosen Schrecken.

Endlich kam der Morgen und die Vögelein fingen an zu singen. Ammon freute sich darüber. „O Mutter,“ sagte er, „würden sich die Vögelein doch uns nähern, die drüben im Walde so schön singen!“ „Fühlst du es nun mein Sohn,“ sprach die Mutter, „wie schändlich und sündhaft es ist, wenn man solche allerliebste Thiere quält, oder ihnen gar das Leben raubt. Siehe mein Sohn, sie erheitern den Verlassenen in der tiefsten Wüste und dem Verfolgten geben sie Freude in das Herz; ja sie machen die fürchterlichste Einöde zu einem angenehmen Aufenthalt, denn hier wohnen sie so gerne. Doch höre, mir ist's, als vernehme ich ein Getrappel von Pferden, hörst du die Heher drüben im Walde so mächtig schreien? Ich glaube,

ich glaube, sie zeigt uns Menschen an." Sie begaben sich sogleich in die Kluft; da kam endlich eine Menge Reiter daher, die alle geheimen Plätze des Waldes durchstreiften, die Felsenkluft aber, in der sich Ammon mit seiner Mutter verborgen hatte, erforschten sie nicht. Bald entfernten sie sich wieder; jedoch zeigte sich hie und da wieder ein Reiter, den die Hehren jedesmal treulich ankündigten. Daher traueten sich die Versteckten auch nicht aus ihrer Verborgenheit heraus, sondern blieben den ganzen Tag darin und beteten zu Gott um Errettung.

Am späten Abend kamen die Reiter wieder zurück und lagerten sich in der Nähe der Felsenkluft. Jetzt erst konnten die Geflüchteten mit Gewißheit sagen, daß diese Schaar sie aufsuchte; denn sie hörten sagen: „Ritter Dagobert ist sehr vermöglich, seine Gemahlin wird daher keinen unbedeutenden Schatz mitgenommen haben!" Aus den übrigen Gesprächen vernahmen sie, daß ihnen der Tod gewiß sei,

wenn sie entdeckt würden. Die Reiter lagerten sich und schliefen ein, so daß Mutter und Sohn das Schnarchen vernahmen. Da sagte Ammon stille: „Ach Mutter, wir wollen uns heimlich entfernen, mir ist es so bange! Die Räuber schlafen draußen, und finster ist es auch, daher sehen sie uns nicht, wenn wir uns entfernen.“ „Kind,“ sprach die Mutter, „wo sollten wir uns hinbegeben, der Ort, den wir gewählt haben, ist der sicherste im ganzen Umkreis des Gebirges. Ich bin gewiß, daß uns Gott erretten wird.“ — Am Morgen, da kaum die Sonne ihre ersten Strahlen zeigte, entfernten sich die Reiter eiligst, und es ließ sich keiner mehr sehen.

Noch etwa vierzehn Tage verbarg sie diese Kluft, dann ging Kaspar fort, um zu erforschen, wie es mit seinem Herrn und der Burg stehe; allein er konnte nichts erforschen. „Lieber Sohn,“ sprach die Mutter, „wenn nur der gute Vater noch lebt, bete für ihn um Errettung, denn Gott verschmäht auch das Gebet der Kleinen

nicht!“ Zwei Tage waren sie noch da, jetzt kam am Abende, da sich schon die Sonne zu neigen schien, der Vater vor die Kluft. Mutter, Sohn und Bediente sprangen gleich hervor, und vergoßen Freudenthränen. „Kommt,“ sprach der Vater, „es steht Alles gut, wir wollen der Burg zueilen, dann werde ich euch Alles, was geschehen ist, erzählen.“ Sie kamen bald auf der Burg an, die Mutter bereitete geschwind ein Abendmahl, dann fing der Vater zu erzählen an:

„Der Kaiser hat mich zwar zu einem Feldzuge nach Italien einberufen, allein da ihm viele Fürsten den Dienst zu diesem Kriege versagten, so sah er wohl voraus, daß er zu schwach sei, den Krieg mit Vortheil zu führen, und ließ daher seine Krieger wieder in ihre Heimath ziehen. Während meiner Abwesenheit nun sammelte sich in den umliegenden Wäldern eine Räuberbande, die darauf ausgingen, die Burgen adelicher Krieger zu berauben, weil sie wußten, daß Niemand als Frauen und Kinder

zu Hause zu treffen seien. Ich aber erfuhr dieses und schickte daher zu dir, daß du dich sogleich entfernen mögest, um nicht mit deinem Sohne in die Hände der Räuber und Mörder zu fallen. Doch unsere Burg ist, wie ich sehe, ganz von ihnen verschont geblieben, warum? weiß ich nicht, vielleicht hielten sie es für zu schwierig, in sie einzudringen. Nun genug; Gott, dir danke ich, daß du uns wieder so glücklich zusammengeführt hast!"

„Laß dir nun auch erzählen," fing die Mutter an," wie uns Gottes allwaltende Vorsehung gerettet hat." Die Mutter erzählte Alles umständlich, und schloß damit. „Eine Hehre hat uns Gott zum Retter gesandt." —

„O Gott," fing nun der brave Ritter an, „wie unerforschlich sind deine Wege! Eine Hehre, dieser unbedeutende Vogel, mußte dazu beitragen, deinen heiligen Willen erfüllen zu helfen! Wahrhaft jeder Naturgegenstand ist ein Diener Gottes. Möchte dieses jeder Mensch bedenken, wie so schön würde ihn der Gedanke an Gott

stets begleiten, und ihn vor dem Bösen zurückschrecken! Dir aber, mein Sohn, sage ich: Betrachte das Geschehene als einen Wink Gottes, der dich hiedurch zu bessern suchte. Tödte künftighin kein Thier, ja vernichte nicht einmal eine Pflanze aus Muthwillen. Gott hat auch das kleinste Thier nicht umsonst erschaffen, darum bist du auch nicht berechtigt, ihm das Leben zu nehmen; laß es ungestört, damit es sich seines kurzen Lebens erfreuen möge!"

Ammon war von dieser Zeit an gebessert, er hatte Freude an der schönen Natur, und getrauete sich künftighin nicht einmal ein Blümlein mehr zu zerknicken; denn der Abglanz der Gottheit strahlte ihm aus der Schöpfung entgegen.

15. Gideon im Thale Blumenreich.

Gideon, eines reichen Pächters einziger Sohn, hielt es für die angenehmste Beschäftigung, Fische zu fangen. Sobald er ein wenig Zeit hatte,

so begab er sich in das Thal Blumenreich. Hier war nämlich ein großer Weiher, in dem sich viele Arten Fische befanden. Von dem Weiher aus schlängelte sich ein breiter Bach durch das grasreiche Thal dahin. In diesem Bach sah man hie und da Fische, die dann leicht zu fangen waren. Gideon wandelte oftmals am Ufer des Baches dahin, erblickte er dann ein nettes Weißfischchen, oder nur eine schöne Grundel, so konnte ihn nichts abhalten, auch bei kalter Witterung sammt seinen Kleidern in den Bach zu springen, um es zu fangen.

Jodokus, sein Kamerade, der Sohn eines Bauern, begleitete ihn öfters. An einem schönen Herbstabende, da der Landmann seine Früchte schon eingeärndet hatte, und der Wind über die Stoppelfelder wehte, gingen sie Beide auf den Fischfang. Jodokus hatte das Fischernetz in der Hand, Gideon aber rüstete sich zum Fischen. Sie liefen wieder am Bache dahin, da erblickte Gideon plötzlich einen fetten Karpfen, der fröhlich in dem silberreinen Bächlein umher=

schwamm. Der Ort aber, wo sich der Fisch aufhielt, war bedeutend tief, daher sagte ihm sein Begleiter, er wolle einen Fischhammen holen, um ihn damit auf eine leichtere Art zu fangen. „Ei,“ sprach Gideon, „wer wollte auch das thun, ich muß ihn mit meiner Hand fangen, dies soll mir der schönste Fisch meines Gartenbrunnens sein!“ Er sprang sogleich in das Wasser, und erwischte den Fisch wirklich; allein er wurde durch und durch naß. Sie thaten nun den Fisch in das Netz und eilten in voller Freude nach Hause, um ihn in den Brunnen zu werfen. O, welche Freude, als der große Fisch gleichsam wie ein Vater unter seinen Kindern, den kleinen Fischen, herum schwamm!

Auf solche Weise wurde das Fischen bis in den spätesten Herbst fortgesetzt, und oft war die Sonne schon untergegangen, wenn Gideon noch im kalten Wasser umherwatete.

Eines Abends, als Jakob, ein verständiger Greis, die Steige des Waldes herabkam, erblickte er zwischen den halbentlaubten Bäu-

men hindurch den Knaben im Bache. Lieber Knabe, dachte er bei sich, wie machst du dich doch dadurch unglücklich! Doch ich will hingehen und ihn davor warnen, vielleicht gehorcht er der Ermahnung eines betagten Mannes. Jakob kam zu den Knaben, Jodokus war auch bei ihm, da wurde der gute Greis sehr ernsthaft und sprach: „Guter Knabe, du sündigst schrecklich gegen deine Gesundheit. Glaube es mir, glaube es einem erfahrnen Manne, daß dieses Herumwaten bei kalter Witterung einen sehr nachtheiligen Einfluß auf deine Gesundheit hat. Wenn du so auf deine Gesundheit losstürmest, so werden deine Wangen, die jetzt noch wie Rosen blühen, welken und erbleichen." — Der Knabe horchte nicht auf die Worte des guten Greises; dieser aber sprach weiter: „Du sündigest gegen Gott, der dir die Gesundheit gab, und machst dich unfähig deine Berufspflichten einst zu erfüllen." Jodokus billigte die Worte des Greises, allein Gideon sprach: „Mir schadet dies nichts, ich bin gesund." „Nun denn," sprach

der Greis „wenn du meiner Ermahnung nicht gehorchest, so höre noch diese Worte, denn gewiß, es kommt die Zeit, wo du ihrer gedenkest: Mein Sohn, du beflügelst den langsamen Schritt deines Todes.“ Hierauf entfernte sich der Greis mit betrübter Miene. Wahr ist's doch, dachte er bei sich, was mir mein seliger Vater oft sagte: „Unfolgsamkeit im kindlichen Herzen ist ein Wurm, der den edelsten Blumen die Wurzel abfrißt, damit sie nicht gedeihen.“

So trieb es nun der Knabe noch mehrere Tage, und wenn er denn am Abende durchnäßt nach Hause kam, so legte er sich mit nassem Hemde zu Bette. Freilich mußte dieses Verfahren auf die Gesundheit des Knaben einen tödtlichen Einfluß haben. Es zeigte sich auch bald! Gideon bekam einen heftigen Husten, so daß bei ihm alle Rettung vergebens schien. Die Eltern des Knaben konnten es sich gar nicht erklären, woher die plötzliche Zerstörung der Gesundheit ihres Kindes komme, denn von allem

Vorgefallenen wußten sie nichts! Der Vater hatte nämlich sehr viele Geschäfte seines großen Hauswesens zu besorgen, die Mutter war schon zehn Jahre krank, konnte also auch nicht gehörig für die Erziehung ihres Sohnes besorgt sein. Endlich erfuhren es die Eltern, daß das immerwährende Fischen die Ursache seiner Krankheit sei.

Gideon erholte sich jedoch wieder, allein die frische Farbe seiner Wangen war entflohen; bleich war sein Angesicht, eingefallen seine Augen, und matt und kraftlos sein Gang. Er sah voraus und sagte es auch oft, daß er nicht mehr lange zu leben habe. Oft sagte er bei sich: „Hätte ich doch bedacht, was mir der gute Greis dort am Flusse sagte! Ich bin ein unglücklicher Mensch, der keine Freude genießen kann. Der ärmste Taglöhner freuet sich nach vollbrachtem Tagwerke der erquickenden Ruhe, ich aber, bei all' meinem Gelde, habe keine Ruhe, ich bin mir selbst zur Plage. Könnte ich doch allen Kindern zurufen: Kinder, achtet

eure Gesundheit, denn ihr bezahlet den Leichtsinn des Morgens am Abende sehr theuer, Schande, Elend und Reue folgen ihm auf dem Fuße! Wie glücklich war ich doch, da ich mich noch meiner Gesundheit erfreute! Wenn der Frühling sonst kam und die Natur wieder zu leben anfing, o, wie war es mir da so wohl in meinem Herzen! Und jetzt, — was wirken diese neubelebten Fluren und Wälder in mir? Nichts, als Reue über meinen Leichtsinn."

Gideon erreichte mit aller Mühe ein Alter von vier und zwanzig Jahren. Als er seinem Ende nahe war, versammelten sich viele Leute um des Sterbenden Ruhestätte. Da kam nun auch Thusnelde, das dreizehnjährige Mädchen seines Nachbars; Gideon dachte bei ihrem Anblicke an seine Jugendjahre. „Liebes Kind," sprach er nun, indem er ihre Hand nahm, „ich sehe, du hast Mitleiden mit mir, ja bedaure mich, denn ich bin bedauernswerth; merke dir aber die wenigen Worte, die dir mit sterbenden Lippen gegeben werden: Bewahre deine Gesund-

heit und laß dich durch nichts verleiten, sie zu zerstören, denn kurz ist der Wahn, lang die Reue.“ — Dies waren seine letzten Worte.

Thusnelde betrachtete jetzt erst recht den entseelten Körper. „Hier,“ dachte sie, „ist ein Opfer jugendlichen Leichtsinnes, o wie so hart hat der gute Gideon die kurze Freude gebüßt.“

16. Das Kleid der Unschuld.

Emilie, deren Mutter schon längst gestorben, mußte als ein Mädchen von fünfzehn Jahren das ganze Hauswesen besorgen. Freilich war dieses für sie eine nicht geringe Aufgabe, denn sonst ward sie bei jeder Arbeit von der guten Mutter unterstützt. Eine geschickte Frau aber, die ohnweit ihres Hauses wohnte, belehrte und unterwies sie in den weiblichen Geschäften, und da sie sich denn auch Alles fleißig merkte, so war sie bald keiner Hilfe und keines Unterrichtes mehr bedürftig. Besonders liebte sie Ordnung und Reinlichkeit; ihre verstorbene Mutter

diente ihr hiezu als ein schönes Vorbild. Wie freuete sich der Vater, wenn er von seiner Steinhauer-Arbeit nach Hause kam und Alles so geordnet und gereiniget fand! Wer nur immer in das Wohnzimmer trat, hätte rufen mögen: „Hier ist es lieblich zu wohnen, wir wollen immer da bleiben!" Am frühesten Morgen schon machte sie sich auf, Alles im Hause zu ordnen und zu reinigen. Oft sagte der Vater, obwohl er sehr sparsam im Loben war: „Glaube es mir, liebes Kind, es freuet mich recht, daß du in Allem so reinlich bist, und es ist wahrhaft traurig, daß der Mensch dem Thiere oft so weit nachsteht. Schaue nur das kleine Kätzchen dort an, wie es sich so fleißig putzt und reiniget, schaue die Wohnung der kleinen Vögel, wie so reinlich findest du sie! Doch, mein Kind, noch mehr würde es mich freuen, wenn dein Herz stets von jeder Sünde rein bliebe, denn wisse, jede Sünde ist ein Flecken, der das Herz beschmutzt, wie die Tinte das schöne weiße Kleid." — „O Vater," sprach Emilie, „ich müßte mich doch

todt weinen, wenn auf mein schönes weißes Kleid, das ich ohnlängst vom Herrn Vetter erhielt, Tintenflecken kämen." — „Schön, meine Tochter, es ist dies recht, denn die Kleider muß man schonen," so sprach nun der Vater mit lächelnder Miene; „weinst du aber auch, wenn du dein fleckenloses Herz verunreinigest?" — Das Mädchen schlug die Augen nieder, denn sie verstand den Sinn dieser Worte. „Ja, meine Tochter, dein weißes Kleid ist das Kleid eines hinfälligen Körpers; Unschuld aber ist das Kleid deiner unsterblichen Seele. Freilich sollte der Mensch weinen, wenn er sein Seelenkleid verunreiniget hat, aber er weint nicht, denn er bedenkt nicht, welches Kleid im Himmel gilt." —

„Sei ja recht besorgt, daß dein schönes weißes Kleid keinen Flecken bekomme," so fuhr nun der Vater auf's Neue fort, „denn schau Emilie, wenn es einmal nur Einen Flecken hat, so schmerzt dich der zweite nicht mehr so, und des dritten und vierten achtest du wenig mehr."

„So meine Tochter," sprach jetzt der ver=

ständige Vater weiter, „so geht es gerade mit die Unschuld, je öfter du dein Herz mit Sünden besudelst, desto weniger achtest du mehr auf deine Unschuld. Darum zittere vor dem ersten Schritte, denn mit ihm sind schon die andern zur Sünde gethan.“ —

„Dem Unschuldigen erscheint Gott auf allen Wegen. Prangen dir Millionen Sterne aus der Dunkelheit entgegen, wendet der Frühling um deine Füße Millionen Blumen, schlägt der Blitz verwüstend auf die Erde herab, braust der Sturm im Herbste durch die hundertjährigen Eichen — in allen diesen Wundern siehst du Gott.“

„Jedermann,“ fuhr der Vater fort, „ist da gerne, wo Reinlichkeit herrscht, ist es einem wohl, aber ein weit größeres Vergnügen ist es, zu wissen, daß unser Herz von allen Flecken rein sei. Würden dir Könige ihre Kronen und Reiche ihre Tonnen Goldes anbieten: ich weiß es, du gebest dein reines Herz nicht dafür.“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Emilie, „ich würde

es nicht thun.“ „Darum,“ sprach nun der Vater, „ist es mein größtes Glück, zu wissen, daß deinen reinen Körper auch eine reine Seele bewohnt. Bewahre stets diese schöne gottgefällige Harmonie. Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!“

Wenn ich, Herr! von dir nicht scheide,
Blüht ein Paradies;
Was ich dulde, was ich leide,
Wird mir leicht und süß.

Emilie blieb wirklich immer fromm und gut. Das weiße Kleid erinnerte sie noch in den spätesten Jahren an die liebliche Lehre ihres guten Vaters, nachdem dieser schon längst hinüber gegangen in das bessere Leben.

17 Semeon in der Waldkapelle.

Leonhard hatte von seinen ersten Jugendjahren an die schändliche Gewohnheit, immer zu plaudern. Seine Eltern sagten ihm zwar oft: „Zähme deine Zunge, öffne nur mit Vorsicht

deine Lippen, und befolge den goldenen Spruch: Sprich wenig, höre mehr!" Allein es war ihm nicht möglich, dieses zu halten, denn weil er meistens müßig umher lief, so suchte er sich durch Schwatzereien zu unterhalten. Neuigkeitssucht besaß er in solchem Grade, daß er ganze Tage, wie ein Kundschafter umherlief, um die Worte und Thaten Anderer auszuforschen. Dieses verbreitete er dann bei Neugierigen, um sich bei diesen kleinen Seelen beliebt zu machen, ja er log noch Manches dazu, und suchte über jede That das schlimmste Urtheil zu fällen. Am Abende freuete er sich dann, wenn er dazu beigetragen hatte, die Achtung eines seiner Nebenmenschen verkleinert zu haben.

O, wie schändlich steht der Verleumder da, wenn man die traurigen Wirkungen dieses niedern Lasters bedenkt! Viele Thränen wurden den Unschuldigen dadurch ausgepreßt, viele Menschen sind schon dadurch um ihren guten Ruf und somit um ihr ganzes Lebensglück gebracht worden.

Leonhard besserte sich trotz vielseitiger Er=

mahnung nicht; er verstand die unedle Kunst wahrhaft meisterlich, in glücklichen Familien den Frieden zu zerstören und die zarten Bande der Freundschaft zu lösen.

Einst wollte Jonas, ein vermöglicher Bauer, der keine Kinder hatte, den armen Waisen Semeon an Kindesstatt annehmen. Da dies der bösartige Leonhard erfuhr, ging er stets darauf aus, den armen Semeon um dieses Glück zu bringen. Er verbreitete die Lüge, Semeon sei außerordentlich schwatzhaft, und habe auch einst, was er gewiß wisse, einem Schuhmacher ein Paar Schuhe gestohlen. Dieses Gerücht, dachte er, werde gewiß zu den Ohren Jonas kommen, damit er ihn ja nicht aufnehme. Das verräth ein schwarzes Herz! Leonhard konnte den armen Waisen, der ganz hilflos in der Welt umher irrte, nicht glücklich sehen, obwohl ihn dieser Knabe auf keine Weise beleidiget hatte. Zu seiner Freude traf er einst Jonas auf dem Wege, da dieser auf das Feld hinaus ging. Leonhard fing nun an, nachdem

er das Gespräch auf Semeon geleitet hatte, allerlei Falsches gegen ihn auszusagen. Der gute Bauer erschrack sehr darüber, weil er glaubte, in Leonhard einen aufrichtigen Menschen zu treffen, ging nach Hause und erzählte es seiner Frau. „Ach, wenn das ist,“ sagte diese, „so darf dieser Mensch nicht in unser Haus.“ Der gute Bauer mit seiner Frau erkundigten sich zwar noch häufig nach dem Betragen Semeons, konnten aber nichts finden, was ihn in ihren Augen verkleinert hatte; im Gegentheil gab Jedermann Zeugniß seiner Treue und Rechtschaffenheit. Allein des Verläumders Rede brachte ihnen doch gegen den Schuldlosen Verdacht bei. Sie sagten daher oft: „Was sollte Leonhard denn Böses von ihm aussagen, wenn es nicht so wäre.“

Nach einiger Zeit ließ nun Jonas den guten Waisen zu sich kommen. Semeon glaubte nun, seine Hoffnung würde erfüllet werden; aber wie sehr fühlte er sich getäuscht, als ihm der Bauer, in dem er seinen zweiten Vater zu erblicken

glaubte, eröffnete, daß er ihn wegen mehrerer Ursachen, die er ihm jetzt nicht sagen wolle, nicht an Kindesstatt annehmen könne. Wie da der brave Semeon erschrack! Händeringend flehte er um Erbarmung, aber der sonst gutherzige Bauer erwiderte kaltblütig: „Ich kenne deine Verschlagenheit, geschwind Knabe räume meine Wohnung!" Semeon entfernte sich wirklich, und wußte sichs nicht recht zu erklären, woher es komme, daß sich der Mann so plötzlich geändert habe.

Semeon mußte sich nun entschließen in die Welt hinauszureisen, um sich mit seinem Handwerke sein Brod zu verdienen. Er hatte nämlich die Korbflechtekunst erlernt; allein, wie reisen, da er kein Geld hätte? Vorher ging er nun bei guten Leuten umher und erbettelte sich bei acht Gulden. So verließ er denn seinen Vaterort, ungewiß ob er denselben je wiedersehen werde, denn er hatte hier weder Wohnung noch sonst ein Vermögen. Er kam nun mit seinem Wanderpäckchen durch einen wohlbekannten Wald,

in dem er sich so oft aufhielt. Das Säuseln des Windes und der Gesang der Vögel — Alles schien ihm ein letztes Lebewohl zuzurufen.

Jetzt erblickte er eine Kapelle. Ephen schlängelte sich an den Wänden hinauf, und das Dach war mit Moos bedeckt. Semeon ging hinein und kniete bei dem Altare nieder, dann fing er an zu beten: „Gott, was soll ich verzagt sein, du bist ja mein Beschützer, du bist der Beschützer der Verlassenen! Joseph wurde von seinen Brüdern nach Aegypten verkauft, er mußte dann von der bösen Frau Potiphars verleumdet, Vieles leiden, allein dieser schmerzliche Weg war der Weg zu seinem Glücke. Darum traue ich auf dich und beginne muthig meine Reise. Ist es dein Wille, mein himmlischer Vater, so kehre ich wieder zurück!“ Wie wohl war dem frommen Knaben nach diesem Gebete! Jedoch sah Semeon die Kapelle, so wie seine heimathlichen Fluren lange nicht wieder.

Alles staunte nun und jammerte darüber,

daß Jonas den braven Semeon nicht an Kindesstatt angenommen habe, ja die Leute nahmen es ihm so übel, daß Wenige mehr mit ihm sprachen.

Endlich offenbarte er es einem seiner Freunde, warum er den Knaben nicht aufgenommen habe, und wer Anlaß dazu gab. „Ei der Verleumder!" rief dieser, ging fort und erzählte es den Leuten. Leonhard ward nun allgemein verachtet; kein Mensch würdigte ihn mehr des Umganges, und um nicht stets die größten Beleidigungen zu erfahren, mußte er sich von Menschen fern halten. So war denn seinen Verleumdungen das Ziel gesteckt, und allgemeine Verachtung war ihm zu Theil.

Welche Freude aber verbreitete sich im ganzen Orte, als nach langer Zeit endlich der unschuldige Semeon zurückkehrte! Jonas empfing ihn mit offenen Armen und übergab ihm sein ganzes Vermögen. So rettet Gott immer die Unschuld!

18. Peter und der unglückliche Schütze.

Peter ging in den hohen Ahornhain, um sich einen Sack Laub zur Streue für seine Kuh zu holen. Als er so dahinlief, dachte er bei sich: „Hier ist es doch recht schön! Der Sonnenstrahl trifft mich jetzt nicht, denn es ist ja unter diesen Bäumen eine grüne Nacht, die kein Sturm beunruhiget. O wie wohlthuend ist dieser kühle Schatten und wie angenehm sind diese säuselnden Lüfte! Kommt auch ein Sturm, hier wandelt man unbesorgt unter dem Schutze der Bäume, und fühlt nichts vom Wind, der nur in den höchsten Wipfeln der Bäume tobt!"

„So wie ich in diesem Walde dahinwandle, so wandelt der Weise in der Verborgenheit eines einfachen Lebens, drohen ihm dann auch die Stürme des Schicksals, er wird von seiner Tugend beschützt. Nicht so ist es mit dem eingebildet Glücklichen, mit dem Reichen oder

Angesehenen; diese werden von Vielen bemerkt, von Vielen beneidet und getadelt, und wird jener seines Reichthums, dieser seines Ansehens beraubt, so verlieren sie auf immer ihre Tugend. Verzweifelnd laufen sie dann die krummen Pfade des Verderbens.“

Als nun Peter dieses bei sich gedacht hatte, da sah er neben einem grünen Eichenbüschlein ein kleines junges Reh, das wahrscheinlich erst einige Stunden alt war. Er nahete sich ihm, und erwischte es wirklich, dann legte er es in seinen Sack und trug es nach Hause. Wem kannst du nun, dachte er jetzt, mit diesem Thiere ein Geschenk machen? Ah, es fällt mir bei, der Graf Egon, hat mehrere Kinder, diesen will ich das liebe Thierchen bringen, gewiß haben sie eine recht große Freude daran. Er nahm das Thierchen in seine Arme und eilte dem Schlosse zu. Die Kinder des Grafen waren eben vor dem Schlosse und spielten mit einander auf dem grünen Rasen. Gustav bemerkte den Knaben und sprang ihm eilends

entgegen, auch die beiden übrigen Kinder Amalia und Alwina kamen herbei und streichelten das liebe Thier. „Wem gehört denn dieses Reh?“ sprach jetzt Gustav. „Es gehört euch, liebe Kinder! Ich gebe es euch, um euch eine Freude zu machen.“ „Nun so komme nun mit zu unserm Vater in das Schloß hinauf!“ Peter folgte, währenddem die andern Kinder freudig neben herbeihüpften. Eines der Kinder eilte voraus und brachte dem Vater die frohe Botschaft, der dem Knaben nun sogleich entgegen kam. „Sei mir gegrüßt, lieber Knabe!“ rief der edle Graf, „wo hast du doch das schöne Thier gefangen?“ „Drüben im Ahornwalde,“ rief Peter, „da lag es bei einem grünen Eichenbüschlein, ich schlich mich herzu und erhaschte es, um Ihren Kindern hiemit ein Vergnügen zu machen.“ „Das freut mich von Herzen, erwiederte der Graf,“ und gab ihm ein großes Geschenk.

Der Graf sagte nun zu seinem Sohne: „Heute, lieber Gustav, darfst du mit dem

braven Peter in den Wald hinübergehen, solltest du ein Häschen, ein Reh oder gar einen Hirsch erlegen, so soll er dein sein, lieber Peter!" Beide Knaben freueten sich sehr darüber. Gustav, der schon viel Uebung im Schießen hatte, nahm die Flinte, und Beide eilten dem Walde zu. Es war gerade günstige Witterung. Lange streiften sie im Walde umher, um ein Wild zu erlegen, allein es kam ihnen nichts vor die Augen. Um nun nicht ganz leer nach Hause zu gehen, entschloß sich Gustav, einige Vögel zu schießen. So eben erblickte er durch das Gebüsch hindurch eine Amsel, sie war ihm gewiß, er legte an und traf sie wirklich. Allein wie erschrack er, als aus dem Gebüsche ein Ochse brüllend hervorsprang. Gustav hatte von dem Ochsen nur das Ohr erblickt, und dieses schien ihm eine Amsel zu sein. „Auf! Peter," rief Gustav, „wir müssen davon eilen, damit man nicht weiß, wer den Ochsen erschossen hat." Beide liefen davon. Als sie nun weit genug entfernt waren, hielten sie stille, und Gustav

sprach zu Peter: „Daß du ja meinem Vater nichts von dem Vorgefallenen sagst, ich würde für meine Unvorsichtigkeit schrecklich bestraft werden!“ — „Aber, lieber Gustav,“ sprach Peter, „ist es nicht eine schwere Sünde, wenn dieser Ochse einem armen Bäuerlein gehören würde, der sein Brod so hart verdienen muß, und er würde dafür nicht entschädigt, glaubst du, Gottes Auge reiche nicht durch dieses Dickicht?“ „Ach male mir nichts vor,“ sagte Gustav, „und sprich von keiner Entschädigung.“

So kamen sie denn in das Schloß hinauf. Gustav hatte indessen dem guten Peter hundertmal befohlen, ja dem Vater nichts zu sagen. Allein Peter erwiederte nichts darüber, und dachte bei sich: „Ich würde an dem Vergehen dieses Jägers Antheil nehmen, und vor Gott eben so strafwürdig erscheinen! Nein das thue ich nicht.“ Nun traten sie in das Schloß, wo der Sohn dem Vater scherzend zurief: „Herr, wir haben den ganzen Tag gejagt und nichts gefangen!“ „Nun denn,“ sprach der Vater,

„setzt euch nur und lasset es euch recht schmecken.“

Die Knaben setzten sich, allein Peter konnte nicht essen. „Fehlt dir denn etwas?“ sagte der Graf. „O ja!“ entgegnete der Knabe. Gustav aber ward immer unruhiger; seine Wangen rötheten sich immer mehr. — „Was habt ihr doch?“ sprach der Graf in einem ernsten Tone. „O,“ rief Peter unter vielen Thränen, „verzeihen Sie, verzeihen Sie mir, ich habe einen Ochsen todt geschossen.“ „Einen Ochsen hast du todt geschossen?“ sagte der Graf, „ach, das macht nichts, ich werde den Eigenthümer dafür entschädigen; siehe, dieses kleine Reh hier, das du aus Liebe zu mir und meinen Kindern gebracht hast, dieses Reh hat in meinen Augen mehr Werth, als der Ochse.“

Peter ließ sich nun beruhigen. Endlich aber fing Gustav zu weinen an, faßte den guten Peter beim Hals und sprach: „Wahrlich, du bist ein guter Knabe, ach daß doch auch

ich so brav wäre wie du. Vater, mein Vater, ich habe es gethan, ich habe Strafe verdient!"

„Nein," sprach der Vater, „es werde keiner von Beiden bestraft, nur ermahne ich dich, Gustav, künftig vorsichtiger zu sein! Deines edlen Benehmens wegen, guter Peter, schenke ich dir den erschossenen Ochsen. Gehe hin, und sage deinem Vater, daß er ihn im Walde hole, dem Eigenthümer aber melde, daß ich ihn entschädigen werde." Peter vollzog diesen freudigen Auftrag; und als er erwachsen war, machte ihn der edle Graf durch eine gute Anstellung glücklich.

19. Die Bauernhütte am Berge.

Fern von Menschen lebte in einer ärmlichen Hütte am Fuße eines Berges eine arme aber redliche Familie. Still und zufrieden lebten sie unter ihrem Strohdache. Die große Heide, welche vor ihren Augen sich weit ausbreitete, uchten sie immer mehr urbar zu machen. Daraus

zogen sie dann immer so viel, um sich ernähren zu können. Man muß die Glückseligkeit nicht im Wohlleben suchen: wenig kann die Bedürfnisse der Natur befriedigen. Außerdem beschäftigte sich diese Familie auch mit der Korbflechtekunst, wobei besonders die beiden Kinder Bertha und Maria Dienste leisten mußten. Nun war der Winter gekommen, Schnee bedeckte die Erde und ihre kleine Hütte; am Wasserfalle weit unten aber sah man große Eisthürme. Nichts Lebendes war zu sehen, als hie und da einige Vögel, die in der Nähe dieser armen aber glücklichen Familie ihre Nahrung suchten. Da sammelte sich die kleine Bertha die Brosamen, und streuete sie im Hofe aus. Die Vögelein flogen herbei und pickten sie auf. Dies sahen die Eltern und fragten das Kind: Warum thust du das? Das Mädchen antwortete: „Es ist ja Alles mit Schnee und Eis bedeckt, daher können die Thierchen nichts finden; nun sind sie arm, darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstützen und

ernähren.“ Darüber sagte der Vater: „Liebe Bertha, du kannst doch nicht alle Vögel ernähren!“ Bertha antwortete: „Thun denn nicht alle Kinder in der Welt, wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen?“ Hierauf blickte der Vater die Mutter des Mädchens an und sagte: „Ach, wäre es doch so in der Welt, wie du sie mit deinem unverdorbenen Herzen kennest. Aber die Welt ist anders. O liebes Kind, gar oft klopft der Hungrige an die Thüre des Schwelgers, und es wird ihm nichts gereicht.“ —

Einst, als eben die Eltern auf den Markt in die Stadt gegangen waren, um ihre verfertigten Körbe zu verkaufen, mußten die beiden Kinder zu Hause bleiben. Sie schauten durchs Fenster über die weite Heide hin, denn die Kinder erfreueten sich durch den Anblick der herabfallenden Schneeflocken. Plötzlich erblickten sie in der Ferne ein Kind durch den Schnee daher waten. „Guter Gott,“ sprach Maria, „wie muß sich doch so mancher Mensch plagen,

um sich zu erhalten!" „O schaue doch," sprach Bertha in einem wehmüthigen Tone, „schaue doch, das liebe Kind bleibt beinahe im Schnee stecken! Komm, Maria, wir wollen hinuntergehen und es holen, damit es sich wärme, du siehst ja, wie es vor Frost zittert." „Ja, das wollen wir thun," sprach Maria. „Ich will ihm auch den halben Theil von dem Brod und Butter geben, den mir die Mutter zum Mittagessen hinterlassen hat." — „Ich thue dasselbe," sprach Bertha, und so gingen sie hinunter, und brachten das Kind herauf. „Wie heißest du doch, liebes Kind," sprach Bertha „und wer sind deine Eltern?" — „Ich heiße Lise, mein Vater ist schon lange todt und meine Mutter ist schon seit Jahren krank; wollt ihr aber meine traurige Lage wissen, so will ich euch gerne Alles erzählen." „O ja," rief Bertha, „erzähle doch!" — „Nein," sprach Maria, „wir wollen zuvor mit einander etwas essen." Nachdem sie gegessen hatten sprach Lise: „Liebe Kinder! ich bin aus dem Dorfe Lindenheim gebürtig.

Mein Vater war ein armer Köhler, der sich aber treu und redlich ernährte. Allein er starb für mich zu früh, da ich noch nicht einmal sieben Jahre alt war. Meine Mutter, die sich stets bestrebte, dem Vater seine mühevolle Arbeit zu erleichtern, wurde einige Jahre nach des Vaters Tode krank und seither muß sie das Bett hüten. Das kleine Vermögen, das uns der Vater hinterlassen hatte, war bald dahin, ich muß nun, so schwer es mich ankommt, mit dem Sacke auf dem Rücken Nahrung für meine Mutter und mich erbetteln; doch ich thue es gerne, denn für meine liebe Mutter wollte ich nicht nur über dieses Gebirge reisen, nein, die Welt wollte ich für sie durchwandern!"

„Doch, gute Kinder," sprach sie weiter, laßt mich nun fort, damit ich mir noch etwas Brod sammle. Ich danke euch für Alles, was ihr mir gethan habt, Gott, der Vergelter alles Guten, wolle euch hiefür belohnen!"

Lise nahm ihr Stäbchen und ging ihres Weges weiter, Bertha und Maria begleiteten

sie mit nassen Augen; kehrten endlich wieder zurück und sangen das Lied:

Ein jeder Mensch hat seine Hütte,
Und jedes Menschenkind sein Haus.
Es geh'n des Thieres Schritt' und Tritte
Bei seinem Stalle ein und aus

Es streckt der Hirsch sich im Verstecke,
Der Vogel ruht im weichen Nest,
Ihr Kämmerlein hat selbst die Schnecke,
Und schlummert sanft und schlummert fest.

Und jeder Fisch hat seine Welle,
Worinn er schaukelt wohlgemuth; —
Ich Armer nur weiß keine Stelle,
Worauf mein schweres Haupt ausruht.

Wenn pfeift der Wind, Schneeflocken fliegen,
Und Jeder schlüpft in sein Gemach,
Vor Frost geschirmt sie ruhig liegen,
Steh' ohne Dach ich, ohne Fach.

Doch Gott hat mir ja süßen Frieden,
Ein Kleinod mehr denn Gold und Geld,

Hat mir ein fröhlich Herz beschieden
Und Hoffnung auf die bessre Welt. —

20. Der abgerissene Zweig.

Anton, ein frommer Landmann, stand an einem Frühlingsmorgen in seinem Garten. Das Gras und die Blumen waren wieder erstanden; schon summte die muntere Biene mit emsigem Fleiße umher, den Honig zu suchen, und die Vögel des Himmels sangen ihr freundliches Lied.

Anton war heiter und froh, denn er dachte an den Segen, welchen ihm seine Fluren versprachen. Da kam Gottfried, sein Söhnchen, eilig daher gesprungen und rief: „Lieber Vater, komm nur einmal mit mir und sieh dort das Bäumchen an, wie es von lauter Blüthen rundum so schön weiß ist; nur dieser Zweig da ist ganz dürr und schwarz, und es hängt auch nicht eine einzige Blüthe daran! Woher kommt denn wohl das?"

Der Vater untersuchte das Zweiglein genau und sprach dann zu dem Knaben: „Siehst du denn nicht, liebes Kind, daß der Zweig vom Stamme los ist und nur mit der äußern Rinde noch daran hängt? Sieh, darum ist er so schwarz und erstorben; den jeder Zweig, der von seinem Stamm getrennt wird, ist todt, und lebendig ist er nur so lang, als er mit seinem Stamme vereint bleibt.

Gerade so ist es auch mit den Menschen. Die Seele des Menschen ist nur dann wahrhaft lebendig, wenn er an Gott glaubet und nach seinen heiligen Geboten lebet; scheidet sich der Mensch aber von Gott, und folgt seiner Stimme nicht mehr, so stirbt seine Seele.

Nun liebes Kind, begreifst du jetzt, warum dieses einzige Zweiglein nicht blühet?“

„Ja,“ liebster Vater, antwortete der Knabe, „denn ein todter Zweig kann nicht mehr blühen.“

„Ja wohl, mein Sohn,“ erwiederte jetzt der Vater, „so wenig der todte Zweig blühen kann,

so wenig kann ein Mensch recht beten, der von Gott geschieden ist; denn was die Blüthe am Zweige ist, das ist beim tugendhaften Menschen das Gebet."

Jetzt schwieg der Vater, und der Sohn sah ihn an und sprach: „Ich habe deine Lehre verstanden."

„Auch," fuhr der Vater fort, „kann der Zweig ohne Blüthe keine Frucht bringen, und eben so wenig, mein Sohn, kann ein Mensch, der weggewendet von Gott wandelt, edle Thaten vollbringen, die für den Himmel gelten, denn was die Frucht an dem Zweige ist, das sind in der tugendhaften Seele gottgefällige Thaten. Sieh also mein Sohn, wie der todte abgerissene Zweig ein Bild des bösen von Gott gewichenen Menschen ist; so sei dir das blühende Bäumchen ein Bild des frommen, gottergebenen Menschen."

Gottfried nahm die Worte des guten Vaters zu Herzen, und so oft er hernach das

Bäumchen sah, dachte er in seinem Herzen: „Wär ich, o Bäumchen dir gleich!"

Während nun der Vater schon fort war und Gottfried noch im Garten umherwandelte, kam Maria, seine Schwester, um ihren Rosenstock zu besehen. Sie war bereits sechzehn Jahre alt und gar verständig. Sie rief ihren noch kleinen Bruder Gottfried, zu sich und sprach: „Sieh', lieber Gottfried, ich hatte mir einige Knospen, die sich an diesem Strauche zuerst bildeten, sorgfältig gemerkt. Vor einigen Tagen waren sie noch schön, frisch und grün, und jetzt stehen sie schon blätterlos und verwelkt. Da dachte ich, die Rose ist so schön an Gestalt, und doch hat sie keinen Bestand, sie hat das Schicksal, wie alle ihre Schwestern: sie entsteht, ist nur ein Weilchen und vergeht dann wieder. Dies Schicksal, lieber Gottfried, hat auch der Mensch. Ob er gleich unter den Geschöpfen der Erde das edelste ist, so ist doch sein Leib hinfällig und sein Leben von kurzer Dauer. Denn schnell, wie die Zeit der Knos-

pen, eilet die Jugendzeit vorbei. Darum lieber Gottfried, sage ja doch in deinem Leben nie: Ich bin noch jung, bin ich erst älter geworden, dann will ich thun, was Gott und den Menschen gefällt."

Dieses Gespräch hörte der Vater, der aber von den beiden Kindern nicht bemerkt wurde, und sprach: „Recht so, meine lieben Kinder! Ihr könnet nicht zu früh anfangen, zu arbeiten und Gutes zu wirken; denn es kommt die Nacht, wo Niemand mehr wirken kann." Und der Vater freute sich seiner Kinder von Herzen.

21. Der Gotteskasten.

Es war ein reicher Mann, der hieß Benedikt, das heißt Segenreich. Diesen Namen führte er mit Recht, denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet; zu Allem, was er unternahm gab Gott seinen Seegen. Auf seinen Aeckern standen immer die schönsten und meisten Früchte der ganzen Flur und unter der

Viehheerde des Ortes hatte Benedikt das schönste Vieh, denn er war auch fleißig in seiner Arbeit. Wie ihn Gott segnete, so segnete ihn auch alle Welt, weil er jedem zu helfen und jeden zu erfreuen suchte, den Fremdling wie den Nachbar, besonders aber hatten die Armen und Nothleidenden in ihm einen recht guten Vater; denn diese unterstützte er auf alle mögliche Weise, und zwar folgendermaßen: Er ließ sich ein Kästchen mit einem Schlosse machen, wenn er nun einen recht vergnügten Tag gehabt hatte, so ging er in sein Kämmerlein, worin das Kästchen stand und warf ein Stück Geld hinein. „Ei," dachte er bei sich, „wenn ich unmäßig gewesen wäre, so hätte ich dieses Geldstück ja auch brauchen können, wie gut kommt es nun den Armen!" Hörte er, daß irgendwo eine Feuersbrunst viele Familien ins Unglück gestürzt hatte, so gab er auch hier seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich, und weil ihn hiemit Gott verschont hatte, so ging er hin und legte wieder

in den Kasten, den er Gotteskasten nannte. So machte er es auch, wenn er von Hagelschlag, Ueberschwemmung und Wassernöthen hörte. Wurden ihm kostbare Weine und schönes Geräthe zum Kaufe angeboten, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten. Dann ging er wieder in sein Kämmerlein und sprach: Solche Dinge hast du dir kaufen und deinen Vorrath vermehren können und legte wieder in den Gotteskasten, die kostbaren Weine aber sandte er den Kranken des Ortes, damit sie sich damit stärkten. So machte er es sein Leben lang. Kein Armer und Nothleidender ging über seine Hausschwelle, ohne reichlich beschenkt worden zu sein. Darum war auch Benedikt allen Armen wohl bekannt.

Als nun Benedikt erkrankte und er für rettungslos gehalten wurde, da klagten und weinten die Armen, die Wittwen und Waisen und sprachen: Wer wird sich unser erbarmen, wenn Benedikt stirbt? —

Benedikt erfuhr dies, und hörte auch, wie die Armen beteten, daß ihn Gott doch noch leben lassen möge. „Nein, Herr," sprach er nun, „ich sterbe gerne. Wenn es dein Wille ist, so nehme mich zu dir. So wie aber ein guter Hausvater dafür sorget, daß den Kindern nichts fehle, wenn er auch nicht zu Hause ist, so habe ich es auch gemacht, ich höre nicht auf, nach meinem Tode gegen euch wohlthätig zu sein, seid getrost."

Benedikt ließ nun zwei rechtschaffene Männer zu sich kommen und sprach: „So nehmet den Gotteskasten mit allem was darin ist. Er gehört den Armen, den Wittwen und Waisen; theilet davon aus und verwaltet es wohl und weislich!" Darauf starb Benedikt und es geschah, wie er gesagt hatte. Dieser Gotteskasten bestehet heute noch nach hundert Jahren zum Troste der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibt im Segen.

22. Uri's Treue.

Uri, ein frommer Christ, seufzte und sprach: „Wie sind doch so viele Menschen noch so elend daran, die nicht einmal Gott kennen, noch weniger seinen heiligen Willen, sondern an falsche Götter glauben und sie anbeten. Wie wäre es, wenn ich mein Vaterland verlassen und in heidnische Länder hinziehen würde, um diesen Unglücklichen den einzig wahren Gott kennen zu lernen!" Lange kämpfte er mit sich selbst, denn er sah die Gefahren im Geiste voraus, die seinem Leben bei diesem Unternehmen bevorstanden. Endlich faßte er jedoch Muth und sprach: „Geschehe mir auch, was nun wolle, Gott ist mit mir, er wird mich schützen, und sollte ich auch mein Leben für die Wahrheit geben müssen, Gott ist mit mir!"

Er eilte herbei, kleidete sich an, nahm einen Stab in die Hand, und Abschied von denen, die er nicht mehr zu sehen gedachte. In kurzer Zeit war er unter den Heiden und fing an, sie

zu belehren. Weit umher im Lande sprach man von dem merkwürdigen Manne, der andere Götter lehren wolle. Dies erfuhr auch ein heidnischer König, ließ ihn vor sich führen und verlangte, daß er seinen Glauben verläugnen und den Götzen opfern sollte. Uri aber sprach: „Mein König, das thue ich nicht!“

Da wurde der König zornig und sprach: „Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt stehet, und ich dich tödten kann?“

„Das weiß ich,“ antwortete Uri, „erlaube mir nur noch, daß ich dir ein Gleichniß vorlege. Gesetzt, einer deiner treuesten Diener fiele in die Gewalt deiner Feinde, und sie suchten ihn zu bewegen, Dir untreu zu werden. Aber als ein guter Diener blieb er dir treu, und ließ sich von deinen Feinden nicht zum Verräther an dir machen. Darum nahmen ihn nun deine Feinde, zogen ihm alle Kleider aus und jagten ihn nackend fort. Sage, mein König, wirst du, wenn er nackend zurückkommt, ihn nicht sogleich mit deinen besten Kleidern

bekleiden lassen, um ihm die Schande mit Ehre zu vergelten?"

„Ja, das würde ich thun," antwortete der König. „Wo ist aber dieses geschehen?"

Da sprach der fromme Uri: „Siehe, du kannst mich auch entkleiden von diesem irdischen Kleide... Aber ich habe einen Herrn, der wird mich neu bekleiden... Sollte ich denn dieses irdische Kleid mehr achten und die Treue dafür hingeben?"

Da sprach der heidnische König: „Geh, ich schenke dir dein Leben."

Uri ging und hörte nicht auf zu lehren und Viele glaubten an die Lehre Jesu, die er verkündigte.

Solchen Muth gab ihm der Glaube an Gott. Möchten doch auch alle Menschen so treu an Gott halten, und sich lieber das Leben nehmen lassen, als gegen Ihn zu sündigen.

Inhalt.

Jechon am Schnittertische 3
Die Laute 7
Adolph der Bauernknabe 13
Der bedeutungsvolle Blumenkranz 18
Oswald an der Quelle 22
Tippo, der Pfannenflicker 27
Hugo am Grabeshügel seiner Eltern 31
Arnolf in der Laube 34
Die Rache des Redlichen 41
Das Dorfglöcklein 45
Ithemar auf dem Felsen 50
Herrmann am Haselnußbüschlein 56
Die Waldgärtlein 61
Ammon in der Felsenkluft 68
Gideon im Thale Blumenreich 76
Das Kleid der Unschuld 83

Semeon in der Waldkapelle 87
Peter und der unglückliche Schütze 94
Die Bauernhütte am Berge 100
Der abgerissene Zweig 106
Der Gotteskasten 110
Uri's Treue 114

Im Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fleischner, J. M., Liederbuch für Landschulen, geb. 4 gr. oder 18 kr.

Melodienbuch dazu, geh. 9 gr. oder 36 kr.

— — Leitfaden zur chronologisch-synoptischen Behandlung der neutestamentlichen Geschichte in Volksschulen 9 gr. oder 36 kr.

— — Sammlung kurzer Gebetlieder für den Anfang und Schluß des täglichen Unterrichts in christlichen Volksschulen, 12. 1 gr. oder 4 kr.

Preis für 12 Exemplare 9 gr. oder 36 kr.

Pöhlmann, Dr. J. P., die **Giftgefahren**, welche das Leben täglich bedrohen, in vielen Beispielen dargestellt zur Belehrung und Warnung für Jedermann; nebst Angabe der Mittel zur Rettung Vergifteter. Neue, mit einer illuminirten Abbildung der Giftpflanzen versehene Ausgabe, 8. kart. 16 gr. oder 1 fl.

Nicht nur in jeder Schule, sagt ein Recensent, sondern auch in jeder Familie sollte dieses Buch vorhanden sein, da es nicht nur auf die mannigfaltigen Giftgefahren, die den Erwachsenen ebenso wie das Kind täglich umschweben, aufmerksam macht; sondern auch die Mittel an die Hand gibt, durch deren schnelle Anwendung Vergiftete oft noch zu retten sind.

Fraktur-Alphabete und **Ziffern** zum Behufe des Lesenlernens der Kinder, zweite Auflage, Fol. 3 Bogen $1\frac{1}{2}$ gr. od. 6 kr. (3 Exempl. 15 kr.)

Die Buchstaben und Ziffern sind alle von so bedeutender Größe, daß sie selbst in den zahlreichsten Schulen den entfernt sitzenden Kindern deutlich genug erscheinen. Das zwischen den einzelnen Buchstaben gelassene Spatium macht es auch möglich, daß sie leicht ausgeschnitten und dann auf Pappdeckel gezogen, als bewegliche Formen gebraucht werden können.

Nelk, Th., der Papagei. Eine neue Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, mit 1 Titelkupfer, 3. Aufl. 12. geb. 3 gr. oder 12 kr.

Nelk, Th., der Staar. Eine neue Erzählung für Eltern und Kinder, mit 1 Titelkupfer, 2. Aufl. 12. geb. 4 gr. oder 15 kr.

— — die Aepfel. Eine neue Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, mit 1 Titelkupfer, 3. Aufl. 12. geb. 3 gr. oder 12 kr.

Französische Jugendschriften.

Le sansonet. Conte nouveau pour la jeunesse par Th. Nelk. Traduction libre de l'allemand. Avec une estampe. 12. 112 S. geb. 6 gr. oder 24 kr.

Le perroquet. Conte nouveau pour les enfants par Th. Nelk. Traduction libre de l'allemand. Avec une estampe. 12. 64 S. geb. 4 gr. oder 18 kr.

Les pommes. Conte nouveau pour les enfants par Th. Nelk. Traduction libre de l'allemand. Avec une estampe. 12. 72 S. geb. 4 gr. oder 18 kr.

Obige Jugendschriften des rühmlichst bekannten Verfassers, die sich im Original schnell allgemeinen Eingang verschafft haben, erfüllen in ihrer gegenwärtigen Form den dopelten Zweck, einmal durch ihren gemüthlichen Inhalt auf die Jugend veredelnd und belehrend zu wirken, und dann bei der Korrektheit der Uebersetzung eine geeignete Lektüre im Französischen abzugeben, die den weniger Vorgerückten durch Vergleichung mit dem deutschen Originale noch erleichtert werden kann. — Mögen Eltern, Leher und Erzieher ꝛc. bei ihrer Wahl diese empfehlenswerthen Jugendschriften vorzugsweise berücksichtigen!

Berger, G. A., kalligraphische Vorlegblätter für Schulen und zum Selbstunterrichte. Erste Abth. in quer 8. 20 lithogr. Blätter. 36 kr.

Obige billige Sammlung enthält verschiedene Fraktur-, gothische, römische und deutsche Schriftarten, und entspricht ebensowohl dem Schulzwecke, als dem Bedürfnisse derjenigen, welche sich in der höhern Schreibkunst fortbilden wollen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erdner, M.

Neue Blumenkränze für das blühende Alter oder Erzählungen zur sittlich-religiösen Bildung der Kinder

Nördlingen [1839]

Paed.pr. 915
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759635-4